



## ANSPRACHEN UND ANDERE TEXTE

---

Bischof Dr. Gerhard Feige

---

erinnern – vergewissern – wandeln



BISTUM MAGDEBURG

## Impressum

Herausgeber: Bischöfliches Ordinariat Magdeburg

Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg

[bistum-magdeburg.de](http://bistum-magdeburg.de)

Redaktion und Gestaltung: Susanne Sperling | Umschlaggestaltung: Ronald Reinicke

Titelfoto: Friedbert Simon / Künstler: Polykarp Ühlein in [pfarrbriefservice.de](http://pfarrbriefservice.de)

Fotos: Juliane Netwig, Plakat Katholische Akademie Leipzig, Bischof Leos Fotoalbum, Dr. Frank Runge, Giovanni Dall'Orto, Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt, Bischof Dr. Gerhard Feige, Susanne Sperling, pbm

## Erinnern – vergewissern – wandeln

Das Titelbild des Künstlers, Benediktiners und Philosophen Polykarp Uhlein, gibt meiner Meinung nach wunderbar wieder, was Bischof Dr. Gerhard Feige mit seinen Ansprachen und anderen Texten in diesem Jahr zum Ausdruck bringt: erinnern – vergewissern – wandeln. Das dargestellte Pfingsterlebnis hilft beim Erinnern an das Wesentliche, an die Mitte, an Ihn. Das gemeinsame Vergewissern festigt und gibt Vertrauen, damit dann gestärkt durch den Heiligen Geist Wandlung geschehen kann.

Vor über 1050 Jahren wurde das Erzbistum Magdeburg gegründet. Das ist Geschichte und Tradition zugleich, die auch heute noch im Bistum sichtbar und lebendig ist. Daran erinnert man sich gerne, genauso wie an die Gründung des Bistums nach der Friedlichen Revolution im Jahr 1994. Mit 25 Jahren ist das Bistum Magdeburg im Vergleich zu anderen Diözesen in Deutschland noch sehr jung. Aber die Veränderungen, die politisch und gesellschaftlich in dieser Zeit auf dem Gebiet des Bistums stattgefunden haben, fordern immer wieder ein Vergewissern und ermutigen uns zum Wandel.

Der rauere Umgangston in sozialen Netzwerken, bei Demonstrationen und im alltäglichen Leben zeigen, dass Hass und Hetze zunehmen und rechtspopulistische Gruppierungen Ausgrenzung und Diskriminierung salonfähig gemacht haben. Auch hier positioniert sich Bischof Dr. Gerhard Feige klar!

Aber er setzt sich auch mit den säkulären und kirchlichen Herausforderungen unserer Zeit auseinander und denkt nach vorn, wie das Kna-Interview „Dynamisch-alternativ“ statt „archaisch-bürgerlich“ zeigt. Haltung zeigen, Wandlung zulassen, denn Gott traut uns durchaus auch eigene Lösungen zu. So könnte ein Wandel von der „Komm-her-Kirche“ zu einer „Geh-hin-Kirche“ gelingen, „in lebendiger Offenheit gegenüber allen“, so Mechthild von Magdeburg.

Lassen Sie sich inspirieren durch die Erinnerungen, die Vergewisserung und die Optionen für den Wandel beim Lesen der Texte von Bischof Dr. Gerhard Feige.

Susanne Sperling

Pressesprecherin  
Bistum Magdeburg

## **Inhaltsverzeichnis**

<b>Fest gegründet – stets gewandelt</b> Predigt bei der Bistumswallfahrt 2018	7
<b>Participatio actiosa</b> Predigt beim Pastoraltag 2018	13
<b>Mit Musik Brücken bauen</b> Eröffnung beim Benefizkonzert „Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt“ am 20. September 2018 im Fürstenpalais, Magdeburg	18
<b>Zukunft war früher auch besser</b> Grußwort zur Eröffnung des Dommuseums „Ottonianum“ am 3. November 2018 in Magdeburg	21
<b>Schöpferische Minderheit</b> Statement bei der Auftaktveranstaltung zur Pastore 2019 am 10. November 2018 in Halle	24
<b>Eine respektvolle Annäherung auf Augenhöhe</b> <b>Bischof Feige und Gregor Gysi gemeinsam gegen den Hass</b> von Karin Wollschläger, Katholische Nachrichtenagentur, vom 14. November 2018	33
<b>„Ich hasse nicht zurück“</b> Kurzstatement von Bischof Dr. Gerhard Feige beim Podium mit Gregor Gysi in der Leipziger Propstei am 13. November 2018	36
<b>Vom Schatz und von der Perle</b> Predigt zum Gottesdienst mit Jubelpaaren am 17. November 2018 in St. Sebastian, Magdeburg	40
<b>Spaltung überwinden und Versöhnung schaffen</b> Predigt in der Christmette am 24. Dezember 2018	46
<b>Sehnsucht nach mehr</b> Predigt am 1. Weihnachtsfeiertag 2018	51
<b>„Dynamisch-alternativ“ statt „archaisch-bürgerlich“</b> Interview von Nina Schmedding, Katholische Nachrichtenagentur vom 12. Februar 2019	56

<b>„Zumutungen“</b>	59
Brief zur österlichen Bußzeit 2019	
<b>„Machdeburjer“ und Weltbürger</b>	64
Grußwort zum 90. Geburtstag von Bischof Leo Nowak am 17. März 2019	
<b>Vom Menschen hinter der Uniform</b>	69
Predigt am 29. März 2019 zu 25 Jahre Ökumenische Polizeiseelsorge in Sachsen-Anhalt	
<b>Verehrt. Geliebt. Vergessen.</b>	73
<b>Maria zwischen den Konfessionen</b>	
Grußwort zur Eröffnung der Ausstellung in Wittenberg am 12. April 2019	
<b>Wozu Priester?</b>	76
Predigt zum Dies sacerdotalis 2019	
<b>„Bekenntnis und Aufruf zum Leben“</b>	82
Predigt zu Ostern 2019	
<b>Selbstlos dienen</b>	86
Predigt zur Diakonweihe von Dr. Jürgen Wolff am 11. Mai 2019 in Bitterfeld	
<b>„Zusammen ist man weniger allein“</b>	91
Firmpredigt 2019	
<b>Gute geschwisterliche Beziehungen</b>	95
Grußwort bei der Begegnung mit dem Obersten Patriarchen und Katholikos aller Armenier Karekin II. in Etschmiadzin am 12. Mai 2019	



# Fest gegründet – stets gewandelt

Predigt bei der Bistumswallfahrt 2018

## „Jede Zukunft hat eine lange Vergangenheit“

„Jede Zukunft hat eine lange Vergangenheit.“ Diese tief sinnige Feststellung einer 99jährigen italienischen Politikerin trifft auch auf uns katholische Christen zwischen Altmark und Burgenland, Harz und Elbe-Elster-Kreis zu, die wir uns seit 1994 wieder eines eigenen Bistums Magdeburg erfreuen. Obwohl es erst 24 Jahre besteht, sieht es sich doch in der Kette einer alten und ehrwürdigen Tradition, vor allem der des Erzbistums Magdeburg. Mit seiner Gründung im Jahr 968 – also vor 1050 Jahren – gehörte es zu den größten und wichtigsten Bistümern im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. Unzählige Klöster und Pfarreien entstanden, Romanik und Gotik prägen die Landschaft bis heute als Stein gewordene Zeugen des Glaubens. Zugleich lebten hier große Persönlichkeiten, die schon bald als Heilige verehrt wurden: Adalbert von Magdeburg wie Adalbert von Prag und Norbert von Xanten, Burchard von Halberstadt und Bruno von Querfurt, Königin Mathilde und Jutta von Sangerhausen, oder die Mystikerinnen Gertrud von Helfta, Mechthild von Magdeburg und Mechthild von Hackeborn. Nach der Reformation



ging katholisches Leben in vielen Regionen zurück oder erlosch völlig. Das Erzbistum Magdeburg wurde aufgelöst, die wenigen katholischen Christen schlossen sich Klöstern an, die katholisch geblieben waren, der Säkularisierung aber dann zum Opfer fielen. Aus Missionen für Soldaten und Studenten entstanden im 18. Jahrhundert einige neue Pfarreien. Wirtschaftlicher Aufschwung und damit verbundene Zuwanderung führten im 19. Jahrhundert zu weiteren Gemeindegründungen. Vor allem aber nach dem II. Weltkrieg stieg die Zahl der Katholiken in un-



serem Gebiet auf über 700.000 an. Unzählige kamen durch Flucht und Vertreibung und fanden hier eine neue Heimat. Dann aber mussten wir Christen uns wieder in ganz anderen Verhältnissen bewähren. Denn unter sowjetischer Besatzungsmacht und einer marxistisch-leninistischen Einheitspartei wurde das kirchliche Leben zunehmend schwieriger. Und schließlich stand die katholische Kirche Magdeburgs nach der friedlichen Revolution und gesellschaftlichen Wende von 1989 schon wieder einer grundsätzlich anderen Situation gegenüber und hat seitdem aufs Neue in vielfältiger Weise Erfahrungen gemacht, mit Möglichkeiten und Begrenzungen umzugehen.

### **Erinnerung stiftet Leben**

Was für eine wechselvolle Geschichte liegt doch hinter uns! Schauen Sie nur in Ihre Pfarrchroniken; dort werden Sie bewegende Beispiele dafür finden! In was für politischen Systemen musste man sich zurechtfinden,

behaupten und bewähren: zuletzt im preußischen Staat wie im Deutschen Kaiserreich, während der Weimarer Republik wie unter der Nazi-Diktatur, zur DDR-Zeit unter kommunistischer Herrschaft wie nun schon 28 Jahre in einer pluralistischen Demokratie. Wie oft haben sich die wirtschaftlichen Verhältnisse dramatisch verändert oder galt es, sich auf neue Bevölkerungsbewegungen einzustellen. Und auch die Diaspora-Erfahrung war sehr unterschiedlich. Mal lebten die Katholiken hier als Minderheit in einer weithin als evangelisch geltenden Gesellschaft, dann mussten wir uns gemeinsam mit den anderen Christen in einem kirchenfeindlichen System zur Wehr setzen, und heute finden wir uns gewissermaßen in einer doppelten Diaspora vor: als christliche Minderheit inmitten von mehr als 80 Prozent konfessionslosen Zeitgenossen und dann auch noch – was für einige fast exotisch klingt – als katholisch. Mit wie viel Mut und Phantasie ist jedoch immer wieder das Evangelium Jesu Christi verkündet und in die Tat umgesetzt worden! Wie viele haben in unseren Gemeinden Halt, Hoffnung und Zuversicht gefunden! In welchem Maße sind im Kernland der lutherischen Reformation aber auch das ökumenische Bewusstsein und die Verbundenheit zwischen den evangelischen und katholischen Christen gewachsen! Was hat sich doch alles verändert! Fast nichts ist so geblieben, wie es einmal war. Jede Generation hatte sich eigenen Herausforderungen zu stellen. Es gab Zeiten, in denen das kirchliche Leben nur so blühte; es gab aber auch Zeiten, in denen es fast völlig zu erlöschen drohte. Und dennoch ist immer wieder etwas Neues aufgebrochen, hat sich gezeigt, dass die Kirche tatsächlich das pilgernde Volk Gottes ist, gibt es uns Christen nach wie vor in recht lebendiger Weise. Kirche ist also nicht an bestimmte Verhältnisse gebunden; sie kann überall – auch unter schwierigsten Umständen – Wurzeln schlagen, sich entfalten und ihrer Sendung gerecht werden. Das alles sollte nicht vergessen werden.

Die Erinnerung gehört zu unserem Leben und stiftet Identität: die Erinnerung an eigene Erlebnisse, an Höhen und Tiefen, an Schicksalsschläge und Glücksmomente, Erfolge und Versagen, besonders auch an die Überwindung von Krisen, an Aufbrüche und Neuanfänge. Froh machende wie belastende Erfahrungen begleiten uns; der Umgang mit ihnen prägt auch unsere Zukunft. Eine Gesellschaft, die ihre Vergangenheit vergisst, verfälscht oder überbetont, wird krank, immer leichter manipulierbar und letztlich unfähig, sich zukunftsfruchtig zu erneuern. Das deutet auch Erich Kästner in einem seiner Gedichte recht

unverblümt an: „Die Erinnerung ist eine mysteriöse Macht und bildet die Menschen um. Wer das, was schön war, vergisst, wird böse. Wer das, was schlimm war, vergisst, wird dumm.“ Ein Europa, das seine jüdisch-christliche Prägung leugnet, macht sich unglaublich. Eine Kirche, die ihre Geschichte missachtet, kann schnell den Bezug zur Wirklichkeit verlieren und weltfremd werden. Ein lebendiger Bezug zur Vergangenheit aber stärkt das Selbstbewusstsein und weitet den Horizont, bietet Korrektiv und Trost, lässt auch demütig und dankbar werden und kann sogar dazu bewegen, sich mutig und phantasievoll den Herausforderungen der Gegenwart zu stellen.

### **„Wer meine Worte hört und danach handelt ...“**



Das aber bedeutet, dass wir Christen mehr als nur Museumswärter oder Hüter einer gerade noch glimmenden Asche sind. Vielmehr stehen wir in einer lebendigen Tradition mit allem „für“ und „wider“. Manchmal tragen wir schwer unter diesem historischen Ballast und werden als die „Ewig-Gestrigen“ bezeichnet. Dann aber profitieren wir wieder von den Welterfahrungen einer Bewegung, die wie keine andere schon so lange existiert und immer noch genügend Puste und Verstand, Rückgrat und Beweglichkeit, Charme und Begeisterungsfähigkeit hat. Der tiefste Grund unserer Existenz liegt jedoch in Gott selbst. Wer seine Worte hört

und danach handelt, wer sich gewissermaßen an ihm festmacht, gleicht dem Mann, von dem wir im Evangelium gehört haben: er baut sein Haus, hebt die Erde tief aus und stellt das Fundament auf einen Felsen (vgl. Lk 6, 48). Ein solches Fundament kann Stürmen und Flutwellen trotzen. Wenn wir als Einzelne und als kirchliche Gemeinschaft darauf gründen, dürfen wir darauf vertrauen, dass wir eine Zukunft haben, mag uns alles noch so viel Sorgen und Angst machen. So hieß es im Lied vorhin ja auch: „Die Kirche ist erbauet auf Jesus Christ allein. Wenn sie auf ihn nur schauet, wird sie im Frieden sein. (... und) „Lass fest auf diesem Grund uns stehn zu aller Stund.“

Sich an diesem unseren Gott festzumachen, bedeutet aber zugleich, von ihm auf einen Weg gesandt zu werden. „Ich schenke euch“ – so haben wir in der Lesung gehört (Ez 36, 26) – „ein neues Herz und lege einen neuen Geist in euch.“ Zu jeder Zeit ist die Kirche ihrem Auftrag nur treu geblieben, wenn sie bereit war, sich von Gott erneuern zu lassen, wenn sie – wie Weihbischof Udo Bentz aus Mainz es formuliert – versucht hat, ein „heiliger Ort inmitten der Lebenswelt der Menschen“ zu sein. Dabei verrate sie jedoch ihre Sendung, wenn sie sich in einen Innenraum zurückzieht, um den Glauben zu schützen und zu bewahren. Sie verrate ihre Sendung aber auch, wenn sie sich nur auf den „Marktplätzen“ bewegt. „Sich auf den Marktplatz hin zu öffnen ohne selbst zum Marktplatz zu werden – das bleib(e) für die Kirche immer eine der schwierigsten Aufgaben zu allen Zeiten!“ In diesem Spannungsfeld gilt es auch für uns im Bistum Magdeburg, noch konkreter danach zu suchen, in welcher Form und Gestalt wir heute in unserer Gesellschaft glaubwürdig das Evangelium leben und bezeugen können. Viele Überlegungen liegen schon dazu vor, und wir wissen, was dabei ganz entscheidend ist: nämlich selbst existentiell von der christlichen Botschaft betroffen zu sein und sich zu Gott und seiner Kirche zu bekennen, aber auch dafür empfindsam zu sein, was unsere Mitmenschen umtreibt, für ihre Probleme und Sorgen, ihre Ängste und Leiden, ihre Freuden und Hoffnungen. Eine wirkliche Erneuerung beginnt jedoch erst dann, wenn solche Erkenntnisse auch in die Tat umgesetzt werden.

Von Léon Bloy stammt der Ausspruch: „Reformen in der Kirche kommen durch zweierlei: entweder durch den Heiligen Geist oder durch die Kosaken. Meist durch die Kosaken.“ Da ist in der Tat etwas dran. Wer ist schon freiwillig bereit, Altes aufzugeben und Neues zu versuchen?

Oftmals geschieht das erst dann, wenn der äußere Druck so groß ist, dass ihm nicht mehr widerstanden werden kann. Zudem existiert Kirche ja auch nicht im luftleeren Raum, sondern ist göttlich und menschlich oder himmlisch und irdisch zugleich. Darum wirkt Gott sicher nicht nur auf direkte und feinsinnige Weise durch geistvolle Anregungen, sondern auch – wie Bloy sagt – durch die Kosaken, und das meint: auf ungewöhnlichen Umwegen, durch Krisen und Abbrüche oder sogar durch feindliche Mächte und Gewalten. Er weiß jedenfalls, wie er uns, wenn wir uns nicht von selbst bewegen, zur Erneuerung bringen kann. Und schließlich ist – wie Kurt Marti es einmal gesagt hat – der Heilige Geist auch „keine Zimmerlinde“, sondern oftmals ein Unruhestifter, der durchaus brausend und stürmisch sein kann.

Kirche ist nicht nur von gestern und heute noch, sondern hat auch eine Zukunft, weil Gott mit uns im Bunde ist. Danken wir ihm für seine



kritische Begleitung und seine Treue! Vertrauen wir – wie es im Lied des evangelischen Theologen Klaus-Peter Hertzsch aus dem Jahre 1989 heißt – „den neuen Wegen, auf die uns Gott gesandt! Er selbst kommt uns entgegen. Die Zukunft ist sein Land. Wer aufbricht, der kann hoffen in Zeit und Ewigkeit. Die Tore stehen offen. Das Land ist hell und weit.“

# Participatio actiosa

Predigt beim Pastoraltag 2018

## Quelle und Höhepunkt?

Ich selbst habe als Ministrant anfangs noch den alten Ritus erlebt und weiß, wie ehrfürchtig es da zuing, erinnere mich aber auch, dass da vieles nicht immer so golden war, wie manche es heute beschwören. Vielfach „las“ – wie es hieß – der Priester die Messe am Altar in Latein mit dem Rücken zum Volk, und nur die Ministranten antworteten ihm. Die anderen Gläubigen beteten stattdessen den Rosenkranz, verfolgten das Geschehen in handlichen Messbüchern oder sangen dazu Lieder. Es gab auch sogenannte „Winkelmessen“, die still und privat nur vom Priester allein vollzogen wurden und oftmals nur wenige Minuten dauerten. In großen Kirchen konnten sogar mehrere Priester gleichzeitig an den verschiedenen Altären ihre je eigene Messe feiern. Die Hochämter am Sonntag waren natürlich feierlicher. Doch vielerorts wurde auch dabei den Gläubigen nicht die Kommunion ausgeteilt.

Auf dem Hintergrund solcher Erfahrungen hat die Liturgiereform des Konzils wieder neu ins Bewusstsein gehoben, dass es in der Eucharistiefeier nicht nur um persönliche Frömmigkeit geht, sondern zutiefst auch darum, dass alle Mitfeiernden als Gemeinschaft mit dem zentralen Geheimnis unseres Glaubens in Berührung kommen: dem Tod und der Auferstehung Jesu Christi. Wenn die Gläubigen davon aber wirklich erfasst werden sollen, dann müssen sie auch verstehen können, was da gefeiert wird. Deshalb war die Ermöglichung der Muttersprache eine der ersten Konsequenzen, die begeistert aufgegriffen wurde. Aber auch die anderen Veränderungen, die nicht willkürlich erfolgten, sondern sich an der gesamten Tradition der Kirche – nicht nur der letzten Jahrhunderte – orientierten, zeigten: Wo es vorher eher darum ging, dass die Messe „gültig“ gelesen wurde, indem die Worte und Gesten bis in alle Einzelheiten hinein rechtlich geregelt waren, lag nun der Akzent vor allem auf der lebendigen Begegnung der gläubigen Gemeinde mit Jesus Christus.

Inzwischen fragen sich manche, inwieweit das Fruchte getragen hat und auch heute noch zu spüren ist. Das Sakrament der Eucharistie, das die Kirche von Anfang als Herzmitte ihres Lebens empfunden hat – wie wir es auch in der Lesung gehört haben – scheint für viele Katholiken gar nicht mehr so bedeutsam zu sein. Jedenfalls nehmen in Deutschland trotz sogenannter Sonntagspflicht schon lange nur noch etwa 15% regelmäßig daran teil. Die Gründe dafür sind sicher vielfältig. Die Säkularisierung ist vorangeschritten, der Sinn für tiefe Geheimnisse hat abgenommen, Mobilität und Flexibilität sind gefragt, Hektik ist an der Tagesordnung. Den einen sind die Gottesdienste zu steif, den anderen zu wortlastig; andere gestehen, dass sie nicht mehr so recht sehen, was die Eucharistiefeier mit ihrem Leben zu tun hat, und wieder andere beklagen, dass der Gottesdienst manchmal eine Selbstdarstellung des Zelebranten und derer sei, die anderweitig beteiligt sind – und dass Gott deshalb zu wenig vorkomme. Stattdessen hatte man sich doch seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil und zuvor schon in der liturgischen Bewegung darum bemüht, den Gläubigen die „bewusste und tätige Teilnahme“ – die sogenannte „*participatio actuosa*“ – an der Liturgie zu ermöglichen. Damit war jedoch nicht gemeint, dass nun „möglichst viele möglichst oft für alle sichtbar in Aktion treten müssten“ (Papst Benedikt XVI.), wie dieses Anliegen oft missverstanden wird. Es bedeutet vielmehr den persönlichen inneren Mitvollzug des liturgischen Geschehens. Es bedeutet, wie die Jünger von Emmaus Jesus in den Zeichen von Brot und Wein zu erkennen. Um diese Begegnung mit Jesus Christus geht es letztlich – als Einzelne und als Gemeinschaft.

### **Die Vergegenwärtigung einüben**

Dafür sind Menschen durchaus ansprechbar. Im aktuellen Newsletter, den der Fachbereich Pastoral im Bischöflichen Ordinariat herausgibt, berichten Einzelne von Gottesdiensten, die ihnen in besonders guter Erinnerung geblieben sind. „Gott war wirklich im Mittelpunkt“, heißt es z.B. in einem dieser Berichte. Oder: „die Anbetung vor dem Allerheiligsten“ nach dem Gottesdienst, oder die Erfahrung, wie sehr Kinder sich davon mitnehmen lassen, wenn ihnen in der Stille einer Andacht nahegebracht wird: „Jesus, Dein Freund, schaut DICH an“.

Das heißt aber dann doch, dass es uns – neben der theologischen Vergewisserung und den verschiedenen praktischen Überlegungen –

beim Thema Eucharistie vor allem darum gehen muss, die Gegenwart Jesu Christi erfahrbar werden zu lassen. „Wäre ich Prediger“ – so schreibt Bruder Lorenz, ein französischer Karmelit aus dem 17. Jahrhundert – „würde ich vor allen anderen Themen dieses eine verkünden: die Übung der Vergewärtigung Gottes. Wäre ich Seelenführer, würde ich jeden zu ihr hinführen. So notwendig erscheint mir diese Übung“.

Dabei sind zunächst aber auch einige Missverständnisse auszuräumen. Dazu gehört der Begriff „Gedächtnis“. Im allgemeinen Sprachgebrauch assoziieren viele damit, sich an jemanden oder an etwas zu erinnern. Der Blick ist also in die Vergangenheit gerichtet. Das griechische Wort *anámnesis* meint aber Gegenwärtigsetzen. „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ bedeutet dann: „Ich bin jetzt bei euch“. Der Grund dafür ist die Auferstehung Jesu. Er ist über die Grenzen seiner irdischen Leiblichkeit hinweg unter uns gegenwärtig. So haben es die Jünger von Emmaus erfahren, als Jesus mit ihnen das Brot brach. Erst da, beim Mahl, gingen



Der Referent des Pastoraltages, Prof. Dr. Michael Seewald, im Gespräch mit Bischof em. Leo Nowak

ihnen die Augen auf. Das Brotbrechen ist so von Anfang an das unverwechselbare Zeichen der Präsenz Jesu geworden. Nicht umsonst haben die meisten Ostergeschichten mit einem Mahl zu tun. Und nicht umsonst haben die ersten Christen sich regelmäßig zum Brotbrechen versammelt, wie wir es in der Apostelgeschichte gehört haben. „Die Jünger brauchten sich dabei nicht nur rückschauend an die Auferstehung wie an etwas Vergangenes erinnern: Der Auferstandene lebt; deswegen war der Auferstehungstag von innen her der Tag seiner Gegenwart, der Tag, da er sie versammelte, da sie sich um ihn versammelten“ (Papst Benedikt XVI.).

Und ein zweites ist dabei zu bedenken. Wenn Jesus von seinem Leib spricht, den er hingibt, dann meint er nicht den Körper. Das Wort, das er verwendet hat (im Griechischen: „soma“, im Aramäischen: „bis’ri“), meint die gesamte Person. Wirklich gegenwärtig ist er dann also nicht in seiner materiellen Körperlichkeit, sondern als er selbst, als der auferstandene Lebende. Mit seinem Deutewort sagt er deshalb: „Das bin ich selbst“. Dafür stehen die heiligen Zeichen von Brot und Wein, dafür stehen aber auch das Brotbrechen und das gemeinsame Mahlhalten, dafür steht die ganze eucharistische Feier. Und das wirkt ja über diese Feier hinaus in den Alltag, in dem Jesus nicht weniger da ist.

### **Sich persönlich und gemeinschaftlich zu Jesus Christus hin wenden**

Letztlich ist das alles aber nur in einer persönlichen Beziehung zu Jesus zu verstehen. „Erst in eine solche, schon bestehende Freundschaftsbeziehung hinein konnte Jesus den Jüngern das Brot-und-Wein-Zeichen schenken. Und seine Freunde konnten es verstehen – als das heilige Zeichen, dass er auch nach seinem Sterben da sein wird und auch dann mit ihnen, mit jedem von ihnen, zusammen sein möchte“ (Reinhard Körner). Die große Herausforderung für uns besteht dann aber darin, eine solche Freundschaftsbeziehung zu Jesus Christus zu wecken, einzuüben und zu vertiefen. Und zwar zunächst in uns selbst als diejenigen, die andere auf ihrem Weg zu Jesus Christus begleiten.

Fragen wir uns deshalb wieder neu, wie es um unsere Beziehung zu Jesus Christus steht. Fragen wir uns, ob wir ihn wirklich suchen, ob wir ihn als ihn selber annehmen und lieben. Und fragen wir uns, wie wir unsere Gottesdienste dann so feiern können, dass wir selbst und die, die mit uns feiern, Jesus „auf Herzenshöhe“ (Reinhard Körner) begegnen können. Ich bin davon überzeugt, dass die Menschen ein feines Gespür dafür haben, ob ihnen diese Begegnung ermöglicht wird oder ob sie daran gehindert werden – durch gut gemeinte Aktionen, durch zu viele Worte oder dadurch, dass die Messe rubrikentreu, aber seelenlos „gelesen“ wird. Wenn diejenigen, die der Eucharistiefeier vorstehen und die darin auf verschiedene Weise ihren Dienst tun, selbst Betende sind, sich selbst innerlich zu Jesus Christus hin wenden, dann kann immer wieder auch etwas auf alle übergehen.

Und manchmal sind es auch scheinbare Kleinigkeiten, die einen bewussten geistlichen Vollzug dessen ermöglichen, was gefeiert wird: zum Beispiel eine kurze Stille nach dem Satz „Lasset uns beten“ oder das Einüben der Kyrie-Anrede Jesu, die ja eigentlich ein freudiger Jubelruf ist, oft aber eher als Teil eines Bußaktes verstanden wird. Wenn wir Jesus als den Kyrios bewusst in der Du-Form anreden, realisieren wir damit auch, dass wir ihm gehören. Wir sind seine Kirche, die „kyriaké“.



Prof. Dr. Michael Seewald, Bischof Dr. Gerhard Feige und Dr. Friederike Maier, Leiterin der Hauptabteilung Pastoral in Kirche und Gesellschaft bei der Podiumsdiskussion

Jeder und jede wendet sich ihm dann zwar ganz persönlich zu, aber wo „zwei oder drei“ das gemeinsam tun, entsteht Kirche. Sie baut sich letztlich „von der Gemeinschaft her auf, in der sich Menschen in der gemeinsamen Eucharistiefeyer den Kyrios vergegenwärtigen. So war es am Anfang der Kirche, so war es immer dann, wenn der Geist des Anfangs in den Herzen tätig war, und nur so wird auch die Kirche der Gegenwart wieder anfangen, Kirche zu werden“ (Reinhard Körner).

# Mit Musik Brücken bauen

Eröffnung beim Benefizkonzert „Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt“  
in der Magdeburger Staatskanzlei am 20. September 2018

Sehr geehrte Herr Minister Stahlknecht, Frau Staatssekretärin Möbbeck  
und Herr Vize-Landtagspräsident Gallert,  
sehr geehrte Abgeordnete des Bundestages – Frau Brehmer –  
und des Landtags – Herr Steppuhn, Herr Striegel und Herr Lippmann  
lieber Bischof Leo,  
liebe Gäste unseres heutigen Benefizkonzerts zu Gunsten des  
Spendenfonds „Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt“,

ich freue mich sehr, dass Sie alle meiner Einladung gefolgt sind und  
mit Ihrem Erscheinen und Ihrer Spende ein deutliches Zeichen für ein  
solidarisches Miteinander und für eine gelebte Nächstenliebe in unserer  
Gesellschaft setzen.



Der Bischof dankt den Mitwirkenden (v.links: Sandra Schilling, Bischof Dr. Gerhard Feige, Michael Löderbusch, Monika Schwenke, Andrea Leinenbach und Elias Projahn)

Die Ereignisse und ihre fremdenfeindlichen Folgen von Chemnitz,  
Köthen und an anderen Orten unseres Landes brauchen starke und  
couragierte zivilgesellschaftliche Gegenpole. Freiheitlich-demokratische  
und christliche Grundwerte stehen heute auf dem Prüfstand, weil wir



Das Orchester des Norbertusgymnasiums in Magdeburg unter der Leitung von Michael Löderbusch.

geflüchteten Menschen in ihren äußerst prekären Lebenssituationen Hilfe anbieten und weil es besonderer Integrationsanstrengungen, Geduld, Respekt vor anderen Kulturen und Religionen und staatlicher Leistungen bedarf, um ein friedliches Zusammenleben in einer immer mehr von Migration geprägten Welt zu organisieren. Bei dieser großen Zukunftsaufgabe brauchen wir keine menschengrenzenden und diskriminierenden politischen Bewegungen, wir brauchen eine dem Menschen zugewandte Haltung und kluge politische Lösungen – übrigens auch, wenn es um das Thema akzeptierter und nicht akzeptierter Rückkehr geht.

Mit der Gründung der Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt am 8. Januar 2014 wollten wir zusammen mit unseren Kooperationspartnern eine solche Haltung zeigen. Die Unterstützung von Menschen in schwierigen Lebensmomenten gehört schon immer zum Kern christlichen Handelns. Dies bezieht sich auch auf das kirchliche Engagement im Flüchtlingsbereich. Geflüchtete Menschen geraten manchmal aus unterschiedlichen Gründen in finanzielle Notlagen, die sie stark belasten und ihren Integrationsprozess verzögern. Der Spendenfonds will genau solchen Situationen entgegenwirken und damit helfen, Brücken in unsere deutsche Gesellschaft hinein zu bauen.

Seit Gründung dieser offenen Bistumsinitiative wurden 1034 Anträge mit einer Gesamtsumme in Höhe von 762.164,62 € eingereicht. Davon

wurden 147 abgelehnt und 885 mit einer Gesamtsumme in Höhe von 334.945,72 € bewilligt. Mit diesen Spenden wurde u.a. die Beschaffung von Identitätspapieren, Reisepässen und Flugtickets – vor allem bei Familienzusammenführungen – unterstützt. Oftmals fehlte dieses Geld, kam es dadurch zu Verzögerungen bei der Integration in Bereichen wie Spracherwerb, Bildung, Ausbildung und Arbeitsmarkt. Diesen Integrationsanforderungen gerecht zu werden, ist für zerrissene Familien besonders schwer. Inzwischen konnten wir schon vielen Menschen helfen und erleben Dankbarkeit und eine stabilere Integrationsmotivation.

Heute wollen wir gemeinsam einen schönen musikalischen Abend erleben. Alle Mitwirkenden, die sich heute einbringen, waren sofort bereit, sich für den Flüchtlingsfonds zu engagieren. Sie wollen mit ihrer Musik Brücken mit bauen. Dafür bin ich sehr dankbar und es macht Mut, in unserem Engagement nicht nachzulassen. Mut machen auch die großzügigen Spenden, die seit meiner Einladung zu diesem Benefizkonzert schon eingegangen sind. Bisher belaufen sie sich bereits auf 13.277,00 €. Haben Sie und die anderen Spender, die heute nicht hier sein können, ganz herzlichen Dank.

Und nun lassen Sie sich in die Welt der klassischen Musik entführen. Ich übergebe an Herrn Amidou Traore die Moderation für den heutigen Abend.



Die Organisatorin des Benefiz-Konzertes, Monika Schwenke, Leiterin der Abteilung Migration und Integration bei der Caritas mit dem Moderator des Abends, Amidou Traore

# Zukunft war früher auch besser

Grußwort zur Eröffnung des Dommuseums Ottonianum  
am 3. November 2018 in Magdeburg

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident, Herr Oberbürgermeister,  
Herr Dr. Philipsen, Herr Prof. Dr. Meller,  
verehrte Frau Landesbischöfin, liebe Schwester Junkermann,  
sehr geehrte Damen und Herrn,

„Die Zukunft war früher auch schon mal besser!“ Dieser ironische Satz von Karl Valentin gilt sicher zunächst einmal all denen, die sich in Nostalgie flüchten und die Vergangenheit verklären. Zugleich kann man sich in diesem Zusammenhang aber auch die tiefere Frage stellen: Wie steht es eigentlich um unser Verhältnis zur Zukunft? Manche kritischen Beobachter unseres Zeitgeschehens sind der Meinung, dass es heutzutage an tragenden Perspektiven fehle. Oft löst der Gedanke an die Zukunft mehr Ängste als Hoffnung aus, und die Gefahr besteht, dass dann das Heil in einfachen Antworten gesucht wird. Für den 2015 verstorbenen Philosophen Odo Marquard kommt es daher gerade in unserer Zeit entscheidend darauf an, sich der eigenen Wurzeln zu vergewissern, denn „ohne das Alte können wir das Neue nicht ertragen, heute schon gar nicht, weil wir in einer wandlungsbeschleunigten Welt leben“. „Zukunft braucht Herkunft“, so lautet deshalb der Titel eines seiner Bücher. Wir müssen wissen, wo wir herkommen und was uns geprägt hat. Die Erinnerung gehört zu unserem Leben und stiftet Identität. Konkret heißt das für uns in dieser Region auch, sich ihrer religiösen Prägung und wechselvollen Kirchengeschichte bewusst zu bleiben bzw. sich wieder auf diese zu besinnen. Schließlich ist unsere Kultur ja ohne das jüdisch-christliche Erbe gar nicht denkbar. Das möglichst vielen nahe zu bringen, hat sich auch das neue Dommuseum zur Aufgabe gemacht.

Als katholische Christen, die sich hierzulande seit 1994 wieder eines eigenen Bistums erfreuen, haben wir ein besonderes Verhältnis zur alten und ehrwürdigen Tradition des Erzbistums Magdeburg. Mit seiner Gründung im Jahr 968 – also vor 1050 Jahren – gehörte es zu den

größten und wichtigsten Bistümern im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. Zeitweise trugen die Magdeburger Erzbischöfe sogar den Titel „Primus Germaniae“. Kurios ist dabei, dass bereits im 10. Jahrhundert mindestens zwei Erzbischöfe gleichzeitig den Primat über alle deutschen Länder beanspruchten: die Erzbischöfe von Magdeburg und von Salzburg. So kam es im 15. Jahrhundert auch einmal zum Streit zwischen ihnen über die Rangordnung auf den Reichstagen. Dieser Streit wurde offenbar beigelegt, indem bestimmt wurde, dass sich beide von Tag zu Tag im Vortritt abwechseln sollten.

Unzählige Klöster und Pfarreien entstanden, Romanik und Gotik prägen die Landschaft bis heute als Stein gewordene Zeugen des Glaubens. Von hier wurde das Magdeburger Stadtrecht zum Vorbild für das Recht vieler Städte bis nach Osteuropa hinein. Zugleich lebten hier große Persönlichkeiten, die schon bald als Heilige verehrt wurden.

Dass diese Geschichte immer noch Früchte trägt, erleben auch wir im Bistum Magdeburg auf vielfältige Weise. So hatte man mich erst jüngst nach Posen eingeladen, um am Patronatsfest der Kathedrale zu predigen. Im Hintergrund stand, dass dieses polnische Erzbistum auch vor 1050 Jahren errichtet wurde und dessen erster Bischof Jordan einige Monate später dann beim Gründungsakt des Erzbistums Magdeburg zugegen war. Lebendige Beziehungen haben wir auch nach Leitmeritz, Prag und Gnesen. Hier verbindet uns der heilige Adalbert (sein Taufname war Vojtech), der aus Böhmen stammend seine Ausbildung an der Domschule zu Magdeburg erhalten hat, dann der zweite Bischof von Prag wurde und heute aufgrund seiner in Gnesen befindlichen Reliquien dort besonders verehrt wird. Ähnliches gilt auch bezüglich des heiligen Norbert von Xanten, unseres Bistumspatrons, der im 12. Jahrhundert Erzbischof von Magdeburg war, zuvor den Prämonstratenserorden gegründet hatte und dessen Gebeine während des Dreißigjährigen Krieges in das Kloster Strahov bei Prag überführt wurden. Inzwischen ist seine ursprüngliche Begräbnisstätte im Kloster unserer Lieben Frauen erfreulicherweise wieder für Besucher zugänglich gemacht worden. Seinen Ordensidealen folgend wirken auch heute Prämonstratenser wieder in Magdeburg. Erwähnen möchte ich aber ebenso die Klöster auf der Huysburg und in Helfta. Das eine konnte 1972, das andere 1999 wieder neu von Ordensbrüdern bzw. -schwestern besiedelt werden. Auf welche Weise Magdeburg auch noch anders im Bewusstsein ist,

habe ich erst jüngst in Graz wieder erfahren. Dort zeigte man mir in der Stadtpfarrkirche nachdrücklich und stolz das Grab eines ernannten Magdeburger Erzbischofs namens Georgius Hammer, der sein Amt jedoch nicht antreten konnte und 1639 gestorben ist. Ich muss gestehen, dass ich bis dahin noch nie von ihm gehört hatte. Wie ich inzwischen ermitteln konnte, war er sechs Jahre lang Administrator – d.h. der Vertreter – des zum Magdeburger Erzbischof ernannten minderjährigen katholischen Erzherzogs Leopold Wilhelm von Österreich. Beide sind freilich niemals nach Magdeburg gekommen.

Nach wie vor leben wir mit und von einer jahrhundertelangen Geschichte, die uns geprägt hat und auf deren Boden wir unsere Gegenwart und unsere Zukunft gestalten. Ich freue mich deshalb, dass heute das neue Museum eröffnet wird. In seinen verschiedenen thematischen Ausstellungen wird unsere lokale Geschichte mit der Geschichte Europas verknüpft, wird deutlich, wie sehr unsere Zukunft in unserer Herkunft wurzelt. Darüber hinaus kann das Museum auch dazu beitragen, dass die Stadt Magdeburg und das Land Sachsen-Anhalt erneut in das Bewusstsein vieler Menschen gerückt werden. Ich wünsche dem Dommuseum Ottonianum viele Besucherinnen und Besucher – und diesen die Erfahrung, bereichert und gestärkt zu werden.



# Schöpferische Minderheit

Statement bei der Auftaktveranstaltung zur Pastorage 2019  
am 10. November 2018 in Halle

„Geschlossene Gesellschaft!“ Wo ein solcher Hinweis zu finden ist, weiß man: Hier feiert eine Familie, ein Freundes- oder Bekanntenkreis. Hier trifft sich ein Club oder eine Partei, eine Interessengemeinschaft oder ein bestimmtes Team. Hier will man unter sich sein und nicht durch Fremde gestört werden. Rein kommt nur, wer organisch dazugehört oder eingeladen ist.

„Geschlossene Gesellschaft.“ Das charakterisiert auch Gruppen, die sich in besonderer Weise von anderen abheben, sich als besser dünken oder die etwas zu verbergen haben: Reiche und Schöne, ideologisch Verblendete und kleinkarierte Sektierer, rechte und linke Extremisten. Man fühlt oder hat sich verbündet, kreist oftmals nur noch um sich selbst und schmort im eigenen Saft. Elitäres Gehabe, Abgrenzung gegenüber anderen oder sogar Aggressivität sind angesagt.

„Geschlossene Gesellschaft.“ Das kann auch die Folge edler Motive sein und betrifft z.B. manche strengen christlichen Glaubensgemeinschaften. Weil sie davon überzeugt sind, „nicht von dieser Welt zu sein“, gehen sie zu ihr auch radikal auf Distanz. Und der Zusammenhalt in dieser Gemeinschaft gibt jedem und jeder Einzelnen Geborgenheit und Identität. Nach außen aber wirkt sich kaum etwas aus. Nur wenige sind an ihnen interessiert.

Um zu überleben, erscheint es vielen Minderheiten fast notwendig zu sein, sich eine eigene Welt zu schaffen und darin zu verschanzen. So suchen auch manche Christen angesichts moderner Entwicklungen ihr Heil in bergenden Gettos, sektiererischen Zirkeln oder kuschligen Wohlfühlgruppen, verengen in ihrem Denken und argumentieren recht selbstgefällig und selbstgerecht.

Was es bedeutet, seine konkrete Berufung und Sendung immer wieder neu finden zu müssen, ist uns Katholiken hier in dieser Region seit der Reformation mehr als vertraut. In einer „Diaspora“ zu leben – das heißt: unter die anderen zerstreut zu sein –, das war und ist für uns schon

jahrhundertlang das Schicksal und die Herausforderung, die Last und die Chance unseres Christseins: sich als eine zusammengewürfelte Kirche von Zugezogenen zu erfahren, skeptisch beäugt, manchmal sogar diskriminiert und bekämpft, gewissermaßen als ein gesellschaftlicher Fremdkörper.

Zu DDR-Zeiten sind wir Katholiken enger zusammengerückt und haben – heute würde man sagen – so etwas wie eine „Parallelgesellschaft“ gebildet, eine „Insel der Seligen inmitten einer als böse empfundenen Welt“. Obwohl die Verhältnisse überhaupt nicht volkscirchlich waren, haben wir doch – so meine ich heute – im Kleinen versucht, Volkscirche nachzuahmen. Als unsere Zahl abnahm, sprach man gelegentlich von „Gesundschumpfung“, aber wir wurden nicht gesünder. Zurück blieben nicht nur 100prozentig überzeugte, bekennende und engagierte



Gläubige; nach wie vor gab und gibt es die ganze Breite, nur weniger: von völlig Begeisterten bis zu gerade noch Dazugehörenden.

Wie kann Kirche da lebendig bleiben und vielleicht sogar noch überzeugender werden? Auf jeden Fall ist sie – wie schon das Evangelium und dann auch die weitere Geschichte belegen – nicht an bestimmte Verhältnisse gebunden. Sie braucht nicht unbedingt jubelnde Massen,

eine luxuriöse Ausstattung und volkstümliche Trachten. Kirche kann überall – auch unter schwierigsten Umständen – Wurzeln schlagen, sich entfalten und ihrer Sendung gerecht werden. Entscheidend ist aber, dass möglichst viele Getaufte und Gefirmte dies begreifen.

Das zeigt sich auch im Bistum Magdeburg. Trotz schwieriger Rahmenbedingungen und mancher Widerstände gegenüber notwendigen Blickwechseln kann man immer wieder nur staunen, wie begnadet und kreativ doch auch eine „kleine Herde“ von gläubigen Christen sein kann: in geistlichen und katechetischen Belangen, im Erziehungswie im Bildungsbereich, kulturell und politisch oder in der Sorge um Notleidende und Bedürftige, Benachteiligte und Ausgegrenzte. Wir sind durchaus eine „schöpferische Minderheit“, kein Plagiat oder Imitat, sondern ein wirkliches Original. Wir haben es nicht nötig, andere Ortskirchen einfach nachzuahmen. Gott traut uns durchaus auch eigene Lösungen zu. Wir sind nicht grund- und absichtslos in diese sonderbare Situation Mitteldeutschlands gestellt.

Schon 2004 haben wir im Rahmen unseres Pastoralen Zukunftsgesprächs unser Leitbild folgendermaßen beschrieben: „Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. Seine Botschaft verheißt den Menschen ‚das Leben in Fülle‘, auch dann, wenn die eigenen Möglichkeiten ausgeschöpft sind. Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diaspora-situation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft.“



Auf dieser Grundlage haben wir zehn Jahre später angesichts fortschreitender Veränderungen unserer gesellschaftlichen und kirchlichen Situation weitere Zukunftsbilder entworfen. Diese erfinden die Kirche nicht neu, stellen aber einen Orientierungsrahmen für das pastorale Handeln auf allen Ebenen dar und versuchen die Frage zu beantworten: Wo wollen wir als Bistum Magdeburg im Jahr 2019 stehen, das heißt 25 Jahre nach unserer Bistumsgründung. Ansatzhaft beschreiben sie, was für die weitere Entwicklung heilsam wäre, und regen

an, darüber ins Gespräch zu kommen, sich damit auseinanderzusetzen und das konkrete Handeln daran auszurichten. Dabei gehen sie von der Kernaussage aus: „Wir sind Gottes Zeugen hier und heute. Als schöpferische Minderheit setzen wir in ökumenischem Geist seinen Auftrag um: in unseren Pfarreien, in Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen, in Kooperationen mit Partnern in der Gesellschaft. Wir genügen uns dabei nicht selbst, sondern geben missionarisch allen Menschen Anteil an der Hoffnung, die uns in Jesus Christus geschenkt ist.“ Daraus folgen für die drei Grundfunktionen von Kirche: „Unsere Verkündigung soll die Botschaft von der Zuwendung Gottes zu allen Menschen tragen. Unser diakonisches Handeln soll den Dienst Gottes am Leben aller Menschen erfahrbar machen. Unsere Liturgien sollen Menschen in und außerhalb der Kirche mit dem Geheimnis Gottes in Berührung bringen.“

Wie aber kann so etwas umgesetzt werden? Dazu möchte ich drei Beispiele nennen.

### **Pfarrei neu denken**

Als wir vor acht Jahren 44 neue Pfarreien gegründet haben, sind wir von dem Modell „Pfarrei in mehreren Gemeinden“ ausgegangen; man könnte auch noch ergänzen: „und Gemeinschaften“. Jede dieser Pfarreien sollte damals mindestens 1500 bis 2000 Gläubige haben. Inzwischen gibt es jedoch 15 von ihnen mit weniger als 1500 und sieben davon sogar mit weniger als 1000 Mitgliedern. Zudem können bereits jetzt sechs nicht mehr mit einem eigenen kanonischen Pfarrer besetzt werden. Trotz der abzusehenden Entwicklung hatte ich schon 2014 erklärt, unsere pastoralen Räume – jedenfalls in nächster Zeit – nicht noch einmal zu vergrößern, sondern es bei den 44 Pfarreien zu belassen.

Jede Pfarrei ist gewissermaßen eine Schicksals- oder – wie es in einigen anderen Bistümern heißt – eine Verantwortungsgemeinschaft. Auf dem jeweiligen Territorium soll überlegt und entschieden werden: Was gilt es gemeinsam anzugehen und zu gestalten (Erstkommunion- und Firmvorbereitung sind da schon selbstverständlich), und wie kann Kirche vor Ort präsent bleiben? Dabei ist auch zu klären: Was ist in diesem Kontext eine lebendige und lebensfähige Gemeinde? Kann man tatsächlich alle Pfarreien, Pfarrvikarien und Kuratien, die in den

einzelnen Vereinbarungen angeführt wurden, noch als wirkliche Gemeinden ansehen oder sind manche nicht nur noch Reste davon, kaum noch als eigenständig wahrnehmbar, im früheren Sprachgebrauch wieder zu Außenstationen geworden? Das ist nicht abwertend gemeint, vor allem im Hinblick auf die zumeist älteren Gläubigen, die bis zum heutigen Tag die Gottesdienste – so armselig sie vielleicht auch sind – treu mitfeiern. Es stellt sich aber die Frage: Brauchen wir nicht für unsere ungleichen Verhältnisse eine örtlich differenzierte Pastoral? Müssten wir nicht noch intensiver darüber nachdenken: Was gilt es besonders zu fördern? Was ist zukunftssträchtig? Wo bricht etwas auf? Und wie sollten wir mit unseren Kleinstverhältnissen umgehen? Ist es noch verantwortlich, nach dem ‚Gießkannenprinzip‘ vorzugehen, oder sollten die vorhandenen Kräfte nicht zielgerichteter eingesetzt werden?

Dabei sind die Pfarreien noch stärker als großräumige Netzwerke zu verstehen, in denen die darin befindlichen Gemeinden, Gemeinschaften, Einrichtungen, Gruppen und Initiativen gewissermaßen Knotenpunkte sind. Geht es bei der Pfarrei vor allem darum, den rechtlich abgesicherten Rahmen offen zu halten, Kirche theologisch als „universales Heilssakrament“ zu vergegenwärtigen und sowohl Einheit als auch Vielfalt zu garantieren, sind die verschiedenen Netzwerkpartner eher die Orte, an denen das Evangelium besonders konkret entdeckt und gelebt wird. Dabei arbeiten alle Gruppierungen grundsätzlich mit den eigenen Kräften und selbstverantwortlich. Hilfe erfahren sie erst dann, wenn sie an ihre Grenzen stoßen (= Subsidiarität). In ihrem Zusammenwirken bereichern die Partner sich gegenseitig und unterstützen einander und andere (= Solidarität).

„Von der versorgten zur sorgenden Gemeinde“ war schon vor 40 Jahren eine pastorale Leitvorstellung. Angesichts der jetzt auch noch abnehmenden Zahl von Priestern müssen künftig noch mehr Gläubige selbst Verantwortung übernehmen und sich gegebenenfalls auch an der Leitung mitbeteiligen. Die Aufgabe von hauptberuflichen Mitarbeiter/innen liegt dann vor allem in der Ermutigung und Begleitung von Menschen, die ehrenamtlich Verantwortung übernehmen. Auf jeden Fall wird Kirche nicht mehr nur da existieren, wo ein Priester zur Verfügung steht und sie organisiert, sondern vor allem da, wo andere Christen selbst dafür einstehen und sie gestalten, auf das Wort Gottes hören, miteinander beten und feiern sowie sich für Bedürftige einsetzen.

## Kirche auch anderswo sehen

Kirche ist nicht nur die Pfarrei oder in den Gemeinden präsent. Kirche ist auch an anderen Orten lebendig, ja überall da, wo Menschen mit Gott in Berührung kommen – egal wer sie sind, wie sie glauben oder was sie besitzen, auf dem Gebiet der Pfarrei, aber auch über die bisher schon üblichen Formen hinaus.

Dazu gehören in kirchlicher Trägerschaft z.B. Kindertagesstätten, Schulen, karitative Einrichtungen wie Sozialstationen, Behinderten- und Altenpflegeheime, Krankenhäuser und Jugendklubs, Suppenküchen und Wärmestuben, Sozialkaufhäuser und ein Interkulturelles Beratungs- und Begegnungszentrum. Dazu gehören auch Wallfahrtsorte und Klöster sowie andere Ordensniederlassungen. Dazu gehören unsere Akademien und Bildungshäuser, aber auch verschiedene christliche Vereine und Verbände. Kirche ereignet sich zudem in der Seelsorge im Krankenhaus oder im Gefängnis, bei Notfällen und anderen Beratungs- und Hilfsdiensten. Ganz selbstverständlich sind natürlich alle ökumenischen Gottesdienste und Begegnungen ein lebendiger Ausdruck von Kirche. Darüber hinaus gibt es inzwischen auch noch viele andere Orte oder Gelegenheiten, an denen wir mit Menschen aus unterschiedlichen Zusammenhängen in Beziehung treten. Ich nenne hier z.B. unsere Bistumsinitiativen: die Stiftung „Netzwerk leben“, die „Partnerschaftsaktion Ost“ oder die „Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt“. Auch die Lebenswendefeiern zeigen das oder Segnungen ziviler Einrichtungen, Gottesdienste bei gesellschaftlichen Anlässen wie zum Tag der deutschen Einheit oder einer Landesgartenausstellung, die Mitarbeit in Hospiz- oder anderen Bürgervereinen, Nikolausaktionen und Martinsfeiern. Selbst in Museen und bei Ausstellungen oder auf Weihnachtsmärkten und beim Landeserntedankfest kann Kirche auf einmal da sein.

Als im November 2012 bei unserer zweiten Bistumsversammlung rund 400 Haupt- und Ehrenamtliche aus unseren Pfarreien und Sozial- wie auch Bildungseinrichtungen teilnahmen, gehörte zum Programm auch dazu, dass – entsprechend der Anzahl der neuen Pfarreien – 44 Gesprächskreise ermöglicht wurden, damit die Mitarbeitenden der jeweiligen Pfarrei und der auf ihrem Territorium befindlichen Einrichtungen, Verbände und Orden sich noch bewusster wahrnehmen und vernetzen konnten. Das zu

verinnerlichen und gemeinsam zu nutzen, muss noch mehr umgesetzt werden. Zugleich gilt es, diese örtlichen Kristallisationspunkte gelebten Glaubens, die viele mit dem christlichen Menschenbild in Berührung bringen und für zahlreiche gesellschaftliche Akteure wichtige Partner in der Auseinandersetzung mit drängenden Fragen unserer Zeit sind, geistlich zu profilieren und deren Verantwortliche und Mitarbeitende entsprechend zu begleiten und fortzubilden.

Darüber hinaus wird Kirche schon durch alle Getauften und Gefirmten in deren jeweiliger Umgebung präsent. Keine und keiner der Getauften kann sich dieser Herausforderung entziehen und auf andere verweisen. Jede und jeder kann das Antlitz der Kirche verdunkeln oder ihr Leuchten



Bischof Dr. Gerhard Feige, Guido Erbrich, Prof. Dr. Regina Radlbeck-Ossmann (Halle) und Pater Dr. Philip Geister, SJ (Uppsala) beim Podiumsgespräch

verstärken. Dabei sind wir als Kirche „kein Ofen, der sich selber wärmt“ (Karl Rahner), oder auch „keine Thermoskanne, nach innen heiß und nach außen kalt“ (Heinz Zahrnt). Kirche ist für die Menschen da, muss bei ihnen sein und sich für ihr ganzheitliches – das heißt leibliches und seelisches, irdisches und ewiges – Heil engagieren. Sich dieser doppelten Ausrichtung auf Gott und Menschen bewusst zu bleiben und nicht einseitig nur humanistisch oder nur religiös zu sein, macht das Proprium von Kirche aus.

Damit folgen wir konsequent Jesu Wort: ‚Geht hinaus in alle Welt‘. Dabei ersetzen die anderen und neuen Orte die Gemeinden nicht und sind auch nicht lediglich ‚Kür‘ neben der ‚Pflicht‘, erscheinen aber als

immer bedeutsamer. Wenn wir dies ernst nehmen, werden wir künftig mehr Zeit und Kraft dafür aufwenden müssen. Aus einer bislang eher gewohnten „Komm-her-Kirche“ muss immer stärker eine „Geh-hin-Kirche“ werden.

### **Insgesamt diakonisch handeln<sup>1</sup>**

In einem gewissen Sinn „ist kirchliches Engagement im Ganzen diakonisch“. Doch was heißt es, „in einer seit Generationen bestehenden religiösen Minderheitensituation ... diakonisch Kirche zu sein“, in einer Umgebung, in der mehr als 80 Prozent der Menschen konfessionslos sind und sich darin als „normal“ verstehen? Die politische Relevanz und der gesellschaftliche Einfluss der Kirchen sind längst zurückgegangen, und in moralischen und religiösen Fragen wird uns Christen keine Deutungshoheit mehr zugestanden. Viele unserer Mitbürgerinnen und Mitbürger sind nicht bewusst antikirchlich oder antiklerikal, für sie ist Religion aber „keine Kategorie der Selbstdefinition“ mehr. Sie „entziehen sich (vielmehr) entschieden religiöser Übergriffigkeit und bestimmen souverän den Grad möglicher Berührung mit religiösen Themen, die behutsam in eine verständliche und authentische Sprache gefasst werden müssen, damit sie überhaupt zur Sprache gebracht werden können“. Angesichts einer solchen Situation „eröffnen sich neue und durchaus andere Chancen, kirchliche und christliche Identität zu verstehen, zu gestalten und zu reflektieren“.

Dazu wäre es zunächst aber erst einmal wichtig, sich bewusst zu machen: Diakonisches Handeln lässt etwas von der Zuwendung Gottes zu den Menschen überfließen, ohne sie „verkirchlichen“ zu wollen. Es geschieht „absichtslos und unbedingt, ohne vom Gegenüber einen Taufschein oder Taufwunsch einfordern zu dürfen“. Diakonie ist dann vor allem auch „eine Haltung, ohne kirchliches Eigeninteresse uneigennützig zu geben“. Darin spiegelt sich etwas vom Kirchenbild des Zweiten Vatikanischen Konzils wider, wenn es in der dogmatischen Konstitution *Lumen gentium* z.B. heißt, dass die Kirche „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ sei (LG 1). „Sie soll Erfahrungsraum und Ermöglichung für etwas sein, das

---

<sup>1</sup> Folgende Überlegungen und Zitate entstammen weitgehend Julia Knop, *Diakonische Kirche unter den Bedingungen der Diaspora*, in: *Internationale Katholische Zeitschrift Communio* 47 (2018) 216-228.

größer ist als sie selbst. Kirche handelt nicht in ihrem eigenen Namen und zu ihren eigenen Gunsten, sondern um des Reiches Gottes willen, das weit über die sichtbaren Grenzen der Kirche hinausreicht“.

Zum anderen sollte man sich bei jeglichem diakonischen Handeln „vor der Gefahr eines gönnerhaften Paternalismus“ hüten, nicht „von oben herab“ und mit fertigen Konzepten auf die Menschen zugehen, sondern sich an ihrer Wirklichkeit, an ihren Hoffnungen und an ihren Bedürfnissen orientieren. Maßstab ist dabei „der Mensch, der mir begegnet, seine Erfahrungswelt, seine Einstellungen und Wertvorstellungen und seine geschichtliche Prägung...“. Wir müssen uns fragen: Welche Themen sind gerade aktuell, was erfreut die Menschen, was regt sie auf, was macht ihnen Sorge? Die Werke der Barmherzigkeit folgen dann „dem Bedarf des Notleidenden, nicht den Anforderungen oder Statuten dessen, der Barmherzigkeit übt. ... Pastorale Handlungsfelder ... entstehen an Orten und Gelegenheiten, an denen Christen und Nichtchristen im Gebiet zusammenleben: in Familien, in nachbarschaftlichen Zusammenhängen, Kitas, Schulen, caritativen Einrichtungen, anlässlich von Projekten, Aktionen etc.“ Deshalb umfasst die Diakonie auch mehr als das Handeln der institutionalisierten Caritas. Diakonisch ist z.B. auch die offene Jugendarbeit, die in Magdeburg seit 25 Jahren von Don-Bosco-Schwestern in einem Stadtviertel angeboten wird, das als sozialer Brennpunkt gilt. Diakonisch sind „liturgische Feiern und Rituale, die in die Gesellschaft hinein wirken (Segnungen für Neugeborene, zur Einschulung, Segnungen für Schulabgänger, für junge Familien, zum Übergang ins Rentenalter, Segnungen am Krankenbett...)“.

Solche pastoralen Aufgaben werden in Zukunft vermutlich noch stärker als bisher auch von getauften Laien übernommen: in der Sterbe- und Trauerbegleitung, im Begräbnisdienst, in der Suchenden-Pastoral oder in der Begleitung verschiedener Lebenswenden. Die Erfahrung zeigt, dass gerade in solchen Angeboten eine große Chance liegt, denn die Menschen in unserer Nachbarschaft sind durchaus offen dafür, sich auf existentielle Fragen einzulassen. Auch sie „wollen Erfahrungen im Umgang mit Fehlern und Scheitern, der Endlichkeit des Lebens und Erfahrungen der Geborgenheit, der Vergebung und der Hoffnung thematisieren. Auch sie suchen Antworten in der Flut der Sinnangebote“. Hier sind wir als Christen herausgefordert und durchaus gefragt.

Eine diakonische Kirche in säkularer Gesellschaft zu sein erweist sich so als ein kirchliches Handeln, das als Ganzes diakonisch ist: sie kommt in den verschiedenen Institutionen der Caritas zum Ausdruck, aber eben auch in den Grundvollzügen der Martyria und Liturgia. Überall geht es darum, den Menschen so zu begegnen, dass sie durch uns mit dem Geheimnis Gottes in Berührung kommen können, ohne dabei vereinnahmt zu werden. Als schöpferische Minderheit versuchen wir – zusammen mit verschiedenen Partnern – „aus der gewohnten Rolle des Gastgebers“ heraus „in die Rolle eines Gastes im Leben“ unserer Mitmenschen zu treten. Wir erfahren uns dabei immer wieder nicht nur als Lernende und Befragte, sondern vor allem auch als reich Beschenkte.

## **Eine respektvolle Annäherung auf Augenhöhe**

### **Bischof Feige und Gregor Gysi gemeinsam gegen den Hass**

Von Karin Wollschläger, Katholische Nachrichtenagentur,  
vom 14. November 2018



Bischof Gerhard Feige trifft auf Gregor Gysi – die Begegnung dieser so unterschiedlichen Größen des Ostens zog in Leipzig hunderte Interessierte an. Zusammen diskutierten beide über Hass – mit vielen Gemeinsamkeiten.

Es dauerte eine Weile, bis Bischof Gerhard Feige das erste Mal laut über einen Witz von Gregor Gysi lachte. Als der 70-jährige Linken-Politiker dem vier Jahre jüngeren Magdeburger Oberhirten Jugendlichkeit bescheinigte. Zuvor ließ sich an Feiges Mienenspiel freilich schon erkennen, dass Gysis Humor ihm nicht unsympathisch ist.

Zwei Größen des Ostens kamen da am Mittwochabend in Leipzig zusammen, deren unterschiedliche Biografien durchaus wechselseitigen Argwohn rechtfertigen würden: Feige, der als Katholik früh die

Repressionen des SED-Regimes zu spüren bekam, und Gysi, der direkt nach dem Abitur Jura studierte und in die SED eintrat, für ihn und seine politisch aktiven Eltern die natürliche Heimat. Beim Podium „Ich hasse nicht zurück“ der Katholischen Akademie des Bistums Dresden-Meißen trafen sie erstmals so direkt aufeinander. Mehrere hundert Interessierte wollten das nicht verpassen.

Wer wegen Überfüllung des Saals der Leipziger Propstei-Gemeinde draußen bleiben musste, verpasste ein offenes, ehrliches und unterhaltsames Gespräch auf Augenhöhe über aktuelle gesellschaftliche und kirchliche Entwicklungen, persönliche Verletzungen und geschichtliche Prägungen. Mit einem exzellent vorbereiteten Kurzreferat führte Feige ins Thema ein: „Hass verhindert Empathie.“

Wer hasst, lehnt einen anderen nicht nur ab, sondern sieht ihn als Übel an und bekämpft ihn. Hass zielt auf Verneinung, Entzweiung und Zerstörung ab.“ Persönliche Gefühle würden „durch aufrührerische Propaganda in einer Gesellschaft gemeingefährlich.“

Feige zitierte aus seinem Schulaufsatz der 12. Klasse zum Thema „Darstellung meiner Entwicklung“, in dem er darlegt, warum er kein FDJ-Mitglied war. Darin verweist er auf ein Statut der DDR-Jugendorganisation, wonach die FDJ „in den Herzen der Jugend leidenschaftlichen Hass und Abscheu gegen den Militarismus und Revanchismus in Westdeutschland weckt“. Sein Handeln hingegen sei von der christlichen Nächstenliebe bestimmt. Schüler Feige führt den heiligen Augustinus an, der sagte,

Leibniz FORUM

Ein Gespräch zwischen Gregor Gysi  
**ICH HASSE  
NICHT ZURÜCK**  
& Bischof Gerhard Feige

Moderation  
Frank Richter

**13. Nov. 2018**  
Propsteikirche  
19:00 Uhr  
Tickets unter:  
[www.leibnizforum-leipzig.de/nicht-hassen](http://www.leibnizforum-leipzig.de/nicht-hassen)

„dass der Christ die Sünde hassen, aber den Sünder lieben soll“, und konstatiert: „Wenn ich den Schlechten hasse, fordere ich seinen Widerstand heraus. Ich reize ihn nur, lenke aber doch nichts zum Besseren.“ Gysi pflichtete anerkennend bei: „Erziehung zum Hass ist immer falsch.“ Er müsse aber auch zugeben: „Meine Feinde lieben, wie es in der Bergpredigt steht, lieber Herr Bischof, das kann ich nicht. Aber ich hasse nicht zurück.“ Feige wiederum räumte ein: „Feindesliebe ist für mich auch schwierig. Da muss ich schon hart an mir arbeiten.“ Aber jemanden gehasst, er überlegt, „nein, das habe ich noch nie“.

Offen erzählten beide von Verletzungen, die sie im Berufsleben erfahren haben: Gysi als PDS-Politiker, dem lange der Vorwurf anhaftete, Stasi-Spitzel gewesen zu sein, der öffentlich angespuckt wurde.

Feige wiederum offenbarte, dass eine Bischofskonferenz auch ein „Aufeinandertreffen von Alpha-Tieren“ sei und ihm manche verhärtete Lagerbildung zu innerkirchlichen Themen Sorgen bereite. „Manchmal, wenn mich solche Dinge umtreiben, werde ich nachts davon wach und muss mir dann erstmal alles von der Seele schreiben, um mich selbst zu vergewissern“, so Feige. Gysi nickte verständnisvoll, dann grinste er schelmisch: „Sie haben ja leider den Zölibat. Aber ich sage Ihnen: Eine Ehefrau kann da sehr abmildernd sein.“ Beide lachten. Gysi, dessen rhetorisches Talent ebenso geschätzt wie gefürchtet ist, fuhr gegen Feige keine Spitzen aus. Man hatte den Eindruck, dass er viel Anerkennung und Respekt für Feiges Lebensweg und Gradlinigkeit hegt.

Umgekehrt sagte Feige über Gysi: „In vielem haben wir gemeinsame Anliegen, Auffassungen und Interessen.“ Eines ist die Sorge über die rechtspopulistischen Entwicklungen in Deutschland. Gysi mahnte Politik und Medien, wieder „mehr aufzuklären und eine verständliche Sprache zu sprechen“. Feige seinerseits rief dazu auf, konstruktiv mit AfD-Wählern ins Gespräch zu kommen, sich ihre Sorgen anzuhören, aber auch Grenzen zu ziehen, wenn es menschenverachtend wird: „Wenn wir nicht zurückhassen, dann ist das schon ein guter Anfang, den Teufelskreis zu durchbrechen.“

# „Ich hasse nicht zurück“

Kurzstatement von Bischof Dr. Gerhard Feige  
beim Podium mit Dr. Gregor Gysi  
im Gemeindesaal der Leipziger Propstei am 13. November 2018

Kann ich auch von mir behaupten: „Ich hasse nicht zurück“? Immerhin bin ich kein Stoiker und nicht leidenschaftslos. Ich kenne durchaus Wut und Empörung, auch solche Worte wie „bescheuert“ oder „hirnrissig“, und ich könnte manchmal richtig ausrasten: angesichts der Fahrweise einiger im Straßenverkehr oder unverschämter und beleidigender Schreiben. Ich gestehe, gelegentlich auch schon auf persönliche Angriffe schlagkräftige Antworten entworfen zu haben, die meine Referentin dann – so meine Bitte – doch noch „humanisieren“ sollte. Aber ist das schon Hass?

Hass gilt allgemein als Gegenbegriff der Liebe und verhindert Empathie. Wer hasst, lehnt einen anderen nicht nur ab, sondern sieht ihn als Übel an und bekämpft ihn. Hass zielt auf Verneinung, Entzweiung und Zerstörung ab. In ethischer Hinsicht ist er mehr als nur ein soziales Gefühl oder eine psychische Reaktion. Hassende halten bewusst und freiwillig daran fest und weigern sich vor Aufarbeitung und Aussöhnung. Hass wird sichtbar in Gebärden, Worten und Taten bis hin zu Mord. Hemmungen fallen, das Klima wird verpestet, Eskalationen, Spaltungen



und Gewaltausbrüche sind die Folgen. Im tiefsten verbindet sich damit ein zerstörerischer Rachedurst. Die Steigerungsformen sind Wut – Hass – Hetze. Persönliche innere Gefühle werden durch aufrührerische Propaganda in einer Gesellschaft gemeingefährlich. Im Gegensatz zur christlichen Grundhaltung der Gottes- und Nächstenliebe – sogar bis zur Feindesliebe hin – stellt Hass nach kirchlicher Auffassung eine schwerwiegende sittliche Fehlhaltung dar. Welche Konsequenz das haben kann, zeigt Can. 1369 CIC, wo es u.a. heißt: „Wer in einer öffentlichen Aufführung oder Versammlung oder durch öffentliche schriftliche Verbreitung oder sonst unter Benutzung von sozialen Kommunikationsmitteln (...) Hass und Verachtung hervorruft, soll mit einer gerechten Strafe belegt werden.“

Hass kann viele Ursachen haben. Am tiefsten gründet er wohl im Selbsterhaltungstrieb und äußert sich in Selbstbehauptung und Selbstschutz. Manche sagen darum auch: „Der Mensch ist des Menschen Wolf“ und das Dasein von Natur aus ein Kampf ums Überleben. Um sich durchzusetzen, müsse man rücksichtslos gewissermaßen „über Leichen gehen“. Verstärkt wird eine solche Einstellung noch durch ein Minderwertigkeitsempfinden und erlittene Diskriminierungen, durch Verunsicherungen und Verlustängste, durch die Erfahrung, immer nur fremdbestimmt oder sogar unterdrückt zu sein und nicht wirklich frei handeln zu können. Geschürt wird Hass auch durch Ideologien als geschlossene und ausschließende Systeme mit konkreten Feindbildern und diffusen Verschwörungstheorien. Rechts- und Linksextremismus wie auch ein wieder zunehmender Nationalismus zeigen das auf erschreckende Weise. Selbst Religionen sind mit einem gewissen Schwarz-weiß-Denken nicht davor gefeit, Zwietracht zu säen und Hass gegenüber Andersdenkenden – sogar in den eigenen Reihen – hervorrufen zu können. Von Einfluss auf viele sind auch die zunehmende Skandalisierung, Polemisierung und Emotionalisierung bestimmter Themen durch einige Parteien und Medien. Und schließlich spielt meiner Meinung nach dabei auch eine Rolle, ob ich jemandem persönlich nahe oder weit von ihm entfernt bin. Anonym und auf Distanz lässt sich leichter hassen als von Angesicht zu Angesicht.

Hass als „barbarische Veranlagung“ lässt sich jedoch auch zivilisieren und kultivieren, kann sogar über körperliche wie geistige Leistungen

in produktive Energie und positive Leidenschaft umgewandelt werden. Erziehung ist dabei eine Möglichkeit. Ich z.B. habe von klein auf die Worte „danke“ und „bitte“ gelernt, anständig und höflich zu sein, sogar noch „einen Diener zu machen“, Rücksicht zu nehmen. Auch die Tanzschule hat das unterstützt. Darüber hinaus wurde mir beigebracht, um Entschuldigung zu bitten und anderen zu verzeihen und schließlich auch mein Gewissen zu erforschen und Versagen zu bekennen. Schimpfworte waren zu meiden. Respekt und Mitgefühl, Nächstenliebe und Toleranz, Solidarität und Barmherzigkeit sind mir als Ideale vermittelt worden. Dabei war vieles weitgehend christlich motiviert: Jeder Mensch solle als Abbild Gottes geachtet und sogar geliebt werden, selbst der Feind. Von Kindheit an haben mich die zehn Gebote begleitet, aber auch die Bergpredigt mit ihren Seligpreisungen. Eltern und Mitchristen haben mir manches davon vorgelebt.

So lässt sich auch erklären, dass ich mich in der 12. Klasse – also 1969 – in einem umfangreichen Hausaufsatz (5300 Worte) zum Thema „Die Darstellung meiner Entwicklung“ darüber, dass ich kein Mitglied der Jugendorganisation FDJ war, folgendermaßen geäußert habe: „Im Statut steht (auch), dass die FDJ ... in den Herzen der Jugend leidenschaftlichen Hass und Abscheu gegen den Militarismus und Revanchismus in Westdeutschland weckt und dass die Pflichten der Mitglieder wären, überall offen und parteilich für die sozialistische Sache einzutreten.“ Meine Position jedoch ist: „Die von Jesus Christus der Menschheit gewiesene Nächstenliebe muss immer mehr mein Handeln anderen gegenüber bestimmen, nicht leidenschaftlicher Hass, wie er im Statut gegenüber festgelegten Feinden gefordert wird. Der heilige Augustinus sagt einmal, dass der Christ die Sünde hasse, aber den Sünder lieben soll.“ Und so bin ich durchaus gegen Militarismus und Revanchismus. „Ich hasse aber nicht die Menschen, die (so etwas) vertreten. Es sind Menschen! Menschen können in ihrer Haltung geändert werden. Dazu sind Verständnis und Liebe notwendig. Muss denn dieser Weg des Hasses (...) gegangen werden, wo ein System bekämpft wird und dabei Menschen getötet werden – auch unschuldige?! Wenn ich den Schlechten hasse, fordere ich seinen Widerstand heraus. Ich reize ihn nur, lenke aber doch nichts zum Besseren.“ „Hass ist es also, der im Statut gefordert wird, hier zwar auf die Erscheinung, aber in Interpretationen eindeutig auf Menschen. Ich bin erschüttert, dass es Organisationen gibt, die das als

eines ihrer Ziele haben, leidenschaftlichen Hass gegen andere in jungen Menschen zu wecken. Ich wäre als Mitglied der FDJ also kein Verfechter ihrer Ziele." Auch zur Frage des Wehrdienstes habe ich Stellung bezogen und meine Entscheidung, den Dienst mit der Waffe abzulehnen und mich nur als Bausoldat mustern zu lassen, ähnlich begründet. Dieser Aufsatz wurde mir erst 14 Tage später, als die anderen ihre Arbeiten wieder erhalten hatten, zurückgegeben, ohne jegliche Zensur, auch nicht für Grammatik, Orthographie oder Form, wohl aber mit der Entgegnung, dass man so nicht denken könne, wenn man in der DDR aufgewachsen sei.



Waren es bis 1989 die marxistisch-leninistischen Vorstellungen von antagonistischen Widersprüchen und notwendigem Klassenkampf, die sogenannte „Rotlichtbestrahlung“ und die vormilitärische Ausbildung oder Karl-Eduard von Schnitzler mit seiner hasserfüllten Agitation und Propaganda, so sind es heute andere Phänomene und Parolen, die uns das Leben schwer machen und mich z.B. sagen lassen: „Ich habe weniger Angst vor einer Überfremdung von außen als vor einer Entmenschlichung von innen.“ In diesem Sinn muss aufgeklärt und Position bezogen werden – ohne freilich selbst in die Falle zu tappen und „zurückzuhasen“.

# Vom Schatz und von der Perle

Predigt zum Gottesdienst mit goldenen, diamantenen  
und anderen Jubelpaaren am 17. November 2018  
in St. Sebastian, Magdeburg

## Rückblick

Liebe Jubelpaare, liebe Schwestern und Brüder, heute stehen Sie, die Sie schon seit Jahrzehnten miteinander verheiratet sind, im Mittelpunkt. Aus diesem Grund haben wir uns versammelt, um auch Gott einmal öffentlich zu loben und ihm zu danken. Wir danken dafür, dass er Sie diesen Tag hat erleben lassen; das ist gar nicht selbstverständlich. Wir danken auch dafür, dass er Ihnen die Kraft gegeben hat, einander so lange die Treue zu halten; auch das ist heute nicht mehr so selbstverständlich.

Bei einem solchen Anlass geht der Blick ganz selbstverständlich auch zurück. Wie war das damals, als Sie sich zum ersten Mal begegnet sind? Welche Erinnerungen haben Sie an Ihre Hochzeit vor 50, 55, 60 oder sogar 65 Jahren? Vielleicht ging es Ihnen so, wie es im Evangelium beschrieben ist: Da gräbt jemand die Erde um und stößt plötzlich auf einen Schatz. Oder ein Kaufmann ist auf der Suche nach einer besonders kostbaren Perle, die er schließlich findet und für die er alles andere einsetzt. Vielleicht haben Sie einander so gefunden und gespürt: Dieser



Mensch ist kostbar – mein Schatz – oder besonders schön – meine Perle. Dafür lohnt sich das Wagnis des Lebens, dafür lohnt es sich, einander die Treue zu versprechen.



Wie viel Zeit ist seitdem vergangen. Sie haben zueinander Ja gesagt, haben Kinder großgezogen und versucht, Ihnen die Werte zu vermitteln, die Ihnen selbst wichtig sind. Dabei hat sicher auch Ihr christlicher Glaube eine besondere Rolle gespielt. Sie haben zu einer Gemeinde gehört und sich vielleicht über viele Jahre in Familienkreisen gegenseitig gestützt und bereichert. Sie haben beruflich Ihren Mann und Ihre Frau gestanden und auf Grund Ihrer Kirchenzugehörigkeit vielleicht auch Nachteile in Kauf genommen.

Wie viel hat sich seit Ihrer Hochzeit aber auch verändert: die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die gesellschaftliche und kirchliche Situation, der Lebensstandard und manche Wertvorstellungen. Und heutzutage vollziehen sich wiederum rasante Entwicklungen, die vielfach sogar Angst und Unsicherheit hervorrufen. Globalisierung und Digitalisierung, der Klimawandel und die weltweiten Fluchtbewegungen sind nur einige Stichworte dafür.

Auch Ihre familiären Verhältnisse sind nicht mehr dieselben wie noch vor Jahrzehnten. Die Kinder sind erwachsen geworden und meist aus dem

Haus. Viele von Ihnen haben Enkelkinder, manche auch schon Urenkel. Ihre Eltern, so manche Verwandte und Freunde sind längst gestorben. Auch Sie selbst haben sich verändert: beruflich, wohnlich, persönlich. Sie können nicht mehr so hohe Sprünge machen wie damals zur Zeit Ihrer Hochzeit. Das Alter hinterlässt seine Spuren. Die erste Liebe ist längst dem Alltag gewichen. Neben Sternstunden gab es sicher auch Tiefpunkte. Krankheit und Schicksalsschläge waren zu bewältigen. Auch persönliche Enttäuschungen in der Ehe oder mit den Kindern blieben vielleicht nicht aus. Dennoch sind Sie einander treu geblieben. Das fasziniert wohl viele.

### Bewährung im Alltag

Damit sind Sie, liebe Jubelpaare, ein lebendiges Zeichen dafür, dass und wie es möglich ist, eine lebenslange Ehe in schwierigen Zeiten und



selbst unter großen Opfern überzeugend ins Leben umzusetzen. Sie bezeugen, was auch im Gleichnis vom Schatz im Acker enthalten ist: Gott ist oft im Alltag verborgen, auch im steinigen Acker der Ehe und des Familienlebens. Einerseits – so könnte man sagen – ist dieses Leben in Ehe und Familie ein unerwarteter Schatz – andererseits aber eben auch harte Arbeit, um diesen Schatz immer wieder neu zu heben. Täglich gilt es, sich – wie es in der Lesung aus dem Kolosserbrief heißt (Kol 3, 12) – „mit Güte, Demut, Milde und Geduld“ aufeinander einzustellen. Oft bedarf es auch der Vergebung und der Bereitschaft zur Versöhnung. Ja,  
42

einen Schatz oder eine Perle gefunden zu haben, erspart niemandem die Mühe, immer wieder Höhen und Tiefen zu bewältigen, aber auch immer wieder die Liebe neu einzuüben. „Wenn dein Alltag dir arm scheint“, so



schreibt Rainer Maria Rilke, „klage ihn nicht an; klage dich an, dass du nicht stark genug bist, seine Reichtümer zu rufen.“

Sie, liebe Jubelpaare, haben sicher ganz viel zu erzählen von den Erfahrungen, die Sie dabei gemacht haben. Solche Erfahrungen sind heutzutage gerade für junge Menschen hilfreich: zu hören, dass es sich lohnt, im Alltag immer wieder nach den kleinen Schätzen im Acker zu graben, und wie wichtig es ist, dabei nicht vorschnell aufzugeben, sondern geduldig miteinander weiter zu suchen.

Denn „die Liebe, die wir versprechen, geht über alle Emotionen, Gefühle oder Gemütsverfassungen hinaus...“ und sie erfordert, „das Eheband immer wieder neu zu knüpfen“ (Papst Franziskus, AL Nr. 163.164). Aus eigener Kraft ist das gar nicht möglich. Unser Glaube ist hier ganz realistisch. Nicht umsonst sprechen wir Christen von der Ehe als einem Sakrament. Das ist – wie Papst Franziskus schreibt (AL Nr. 72) – weit mehr als „eine gesellschaftliche Konvention, ein leerer Ritus oder das bloß äußere Zeichen einer Verpflichtung“. Ehen und Familien sind vielmehr Stätten der Gegenwart Christi und der Begegnung mit ihm. Er ist es, der – wie es im Kolosserbrief heißt (3,12–17) – uns fähig macht,

als neue Menschen zu leben. Das kann letztendlich nur gelingen, wenn sich beide Partner im Glauben der Liebe Gottes anvertrauen. Wer sich von ihm geliebt weiß, erfährt wahrscheinlich auch mehr als andere die Kraft, seiner eigenen Liebe dauerhaft Ausdruck verleihen zu können.

### **Familien unterstützen**

Dabei aber leben Sie nicht im luftleeren Raum, sondern werden auch gesellschaftlich enorm herausgefordert. Leider gibt es ja gerade auch bei uns in Europa für Ehe und Familie einen tief greifenden Wandel. Äußere Bedingungen erschweren oft das Zusammenleben, z.B. die Frage, wie Familie und Beruf vereinbart werden können. Der Zusammenhalt gerade in einer Ehe ist zerbrechlich geworden. In unserem Land wird derzeit jede zweite Ehe geschieden. Viele Kinder wachsen deshalb mit nur einem Elternteil auf und fühlen sich oft zwischen Mutter und Vater hin und her gerissen.



All das kann uns als Kirche nicht kalt lassen. Darum mischen wir uns auch in die Debatten um Ehe und Familie, die derzeit in Politik und Gesellschaft geführt werden, ein. Schließlich sind wir davon überzeugt, dass Ehe und Familie keineswegs ein Auslaufmodell sind, sondern vielmehr eine wesentliche Grundlage für menschliches Glück und den sozialen Frieden bilden. Das sieht auch heute eine Mehrheit der Deutschen so. Erstaunlicherweise sagen inzwischen sogar fast 80 Prozent der jungen Menschen unter dreißig Jahren, dass Familie eine Voraussetzung für das Glück ist.

Familien sind auch ein besonders stabiler Rahmen dafür, dass sich die Persönlichkeit der Kinder entfalten kann; ein Ort, an dem sie Vertrauen, Verlässlichkeit und Solidarität erfahren und selbst entwickeln können. Wie heißt es auch so schön: Die Familie ist die älteste Selbsthilfegruppe der Welt. „Politik und Sozialstaat können die familiären Bindungen und die menschliche Fürsorge weder ersetzen noch schaffen“, aber auf diesem fundamentalen Band zwischen den Menschen aufbauen (Alois Glück).

Darum müssen Familien auch politisch gestärkt und gestützt werden, müssen wir als Kirche unermüdlich darauf hinweisen, dass der Schwerpunkt bei allen Überlegungen und Entscheidungen auf die Familienfreundlichkeit zu legen ist. Wir brauchen eine Familienpolitik, „die wieder das Kind und die Eltern in den Mittelpunkt rückt“ (Chr. Lieberknecht). Dies ist für den Zusammenhalt einer Gesellschaft eine wesentliche Grundlage.

Martin Buber hat einmal gesagt: „Es gibt etwas, was man an einem einzigen Ort in der Welt finden kann. Es ist ein großer Schatz, man kann ihn die Erfüllung des Daseins nennen. Und der Ort, an dem dieser Schatz zu finden ist, ist der Ort, wo man steht.“ Dieser Ort ist – davon bin ich überzeugt – Ihre Ehe, schon seit vielen Jahren. Deshalb, liebe Jubelpaare, sind wir heute vor allem auch hier, um zu danken. Wir alle danken für das Zeugnis Ihres Lebens. Wir danken dafür, dass Sie durch Ihre Liebe und Treue anderen Menschen – vor allem auch Ihren Kindern und Enkeln – ein bergendes Zuhause geschenkt haben und schenken. Gemeinsam mit Ihnen danken wir aber auch all denen, die Ihnen diesen Weg ermöglicht und Sie unterstützt und begleitet haben. Viele von ihnen sind uns ja schon zu Gott vorausgegangen. Danken wollen wir aber vor allem Gott, der Sie bisher begleitet hat. Mögen Sie erfahren, dass er auch dann an Ihrer Seite ist, wenn Ihre Kräfte schwinden, wenn die Last des Alters immer größer wird. Und möge Gott Ihnen all das Gute, das Sie gewirkt haben, dereinst in Fülle vergelten.

# Spaltungen überwinden und Versöhnung schaffen

Predigt in der Christmette 2018

Liebe Schwestern und Brüder, gesetzt den Fall, jemand würde Sie heute Abend fragen, welche Gestalten der Weihnachtsgeschichte die wichtigsten sind, für wen würden Sie sich da wohl entscheiden? Maria und Josef mit dem Kind? Oder die Engel beziehungsweise die Hirten und das Kind?

## Ochs und Esel an der Krippe

Vermutlich würden die wenigsten sich auf diejenigen festlegen, die auf dem Giebelfeld eines Mailänder Sarkophagdeckels aus dem 4. Jahrhundert zu sehen sind: das göttliche Kind inmitten von Ochs und Esel. Darauf beschränken sich jedoch einige der ersten bildlichen Darstellungen der Geburt Christi. Auch da, wo andere Figuren hinzutreten oder wichtiger werden, bleiben Ochs und Esel fast immer – bis in die Gegenwart hinein – vertraute Elemente dieser Szene. Wie kommen diese beiden Tiere eigentlich zu solcher Ehre, wo sie im Weihnachtsevangelium doch gar nicht erwähnt werden?

Offensichtlich hat die Rede von einer „Krippe“ schriftkundige Christen an einen Ausspruch Gottes beim Propheten Jesaja erinnert (1,3): „Der Ochs



Das Foto von Giovanni Dall'Orto zeigt ein Detail an der Schmalseite des Sarkophags des Stilicho in Sant'Ambrogio, Mailand, um 385.

kennt seinen Besitzer und der Esel die Krippe seines Herrn. Israel aber erkennt nicht, mein Volk hat keine Einsicht.“ Viele Kirchenväter bringen diesen Vers jedenfalls mit der Geburt Christi in Verbindung. Während die unvernünftigen Tiere instinktiv wissen, zu wem sie gehören, meinen die klugen und weisen Menschen oftmals, sich selbst zu genügen und keiner Erlösung zu bedürfen.

Ochs und Esel sind aber auch symbolisch gedeutet worden. Mehrere Kirchenväter sehen im Ochsen das Sinnbild für das jüdische Volk, das unter dem schweren Joch des mosaischen Gesetzes lebte, während der Esel die Heiden verkörperte, die mit der Sünde des Götzendienstes beladen waren. Zugleich repräsentieren beide Tiere damit die Gruppen der jüdischen Hirten und der heidnischen Weisen, die zur Krippe eilen. Allen – so die damit verbundene Botschaft – kann das Kind in der Krippe unnötige Sorgen und Ängste nehmen, Befreiung oder wenigstens Erleichterung verschaffen und neue Hoffnung bringen.

Und schließlich weist die Darstellung von Ochs und Esel noch auf etwas anderes hin. Beide Tiere galten als unverträglich und sollten deshalb nicht gemeinsam an einen Pflug gespannt werden. Wenn sie nun an der Krippe so einträchtig beieinander stehen, ist dies auch ein Ausdruck dafür, dass Gott mehr vermag als wir Menschen und nichts als völlig aussichtslos erscheint. In und durch den geborenen Gottessohn führt er Menschen, zwischen denen Welten lagen, zusammen, überwindet Spaltungen, heilt Wunden, schafft Versöhnung und bewirkt Einheit. Ist das aber die Wirklichkeit? Erfahren wir sie nicht oftmals ganz anders?

### **Eine gespaltene Welt**

Trotz der Ausbreitung des Christentums gab es auch weiterhin massive Gegensätze und Barrieren: zwischen Einheimischen und Fremden, Gewinnern und Verlierern, Herrschern und Beherrschten.

Da entstanden im Mittelalter wunderbare Doppelkapellen, die nicht einten, sondern trennten: Der Adel versammelte sich im oberen Raum, das einfache Volk unten. Da konnten noch im letzten Jahrhundert mancherorts weiße und schwarze Christen nicht zusammen Gottesdienst feiern und mussten je eigene Kirchen errichten. Da gelingt es in Indien heutzutage selbst der Kirche immer noch nicht, das Kastenwesen zu

überwinden. Wie oft wurden Unterschiede und Gegensätze nicht gemindert, sondern eher zementiert oder sogar noch verschärft, wurde auch Macht gegenüber Minderjährigen und Schutzempfohlenen missbraucht.

Und unsere Gesellschaft? Scheint nicht auch sie auseinanderzudriften? Wie viele Verwerfungen und Spaltungen machen uns doch zu schaffen. „Die Republik teilt sich.“ So hieß es schon vor Jahren, und: „Nie in ihrer Geschichte lagen Reich und Arm weiter auseinander. Auf der einen Seite wächst der Wohlstand, auf der anderen die Gruppe der wirtschaftlich Ausgegrenzten.“ Und die Auseinandersetzung um die Flüchtlinge hat noch deutlicher werden lassen, welche Vorurteile und Ängste doch verbreitet sind, wie zerbrechlich und unsicher auch unsere Demokratie zu sein scheint. Viele Hemmungen sind gefallen, Umgangs- und Verständigungsformen werden rauer, unverschämtes Verhalten greift immer mehr um sich. „Wir erleben“ – so haben es Lehrer einmal beschrieben – „eine Aggressivität, eine Sprache des Hasses, der Geringschätzung und Diskriminierung, persönliche Beleidigungen, bewusste Kränkungen und Ausgrenzung in Wort und Handeln.“ Vor allem tragen rechtsextreme und populistische Gruppierungen dazu bei. Dadurch hat sich auch der Ton politischer Debatten verändert. Bei Demonstrationen, in manchen Schreiben und vor allem im Internet sind – anonym oder namentlich vorgetragen – Lügen und Hetze auf erschreckende Weise verbreitet. Gerade in den sogenannten sozialen Medien werden zunehmend irrationale Empörungswellen und Hasslawinen ausgelöst.



Solche Entwicklungen machen sogar vor Christen nicht Halt. Auch unter uns gibt es einzelne Personen, bestimmte Kreise und gewisse Richtungen, die dafür anfällig sind, sich selbst und ihre Überzeugung zum alleinigen Maßstab aller Dinge zu machen, unversöhnlich zu polarisieren und Andersdenkende zu diffamieren. Dabei ist deren Sprache nicht unbedingt zimperlicher als die anderer Zeitgenossen.

Überall in Europa beobachten wir derzeit mit Sorge, dass Ressentiments und Abgrenzungen wieder zunehmen, dass nationale Eigeninteressen wichtiger werden als der Sinn für Solidarität. Feindbilder und Verschwörungstheorien gehören dazu. Nächstenliebe wird zum Fremdwort, und Menschenfeindlichkeit gesellschaftsfähig.

### **Über Grenzen gehen**

„Die Gnade Gottes ist erschienen, um alle Menschen zu retten“, so haben wir vorhin in der Lesung aus dem Titusbrief gehört. Ja, sie ist tatsächlich für alle Menschen erschienen. Das Kind in der Krippe überwindet viele Schranken und Klüfte. Es will überall zur Welt kommen, bei Hirten und Königen, bei Armen und Reichen.

Und genau dies hat Jesus Christus wahr gemacht; er ist zu allen hingegangen: zu Gerechten wie zu Sündern; auch zu denen, die nicht zu den gesellschaftlich Privilegierten zählten: den Zöllnern, Prostituierten und Soldaten; er hat Frauen nicht anders behandelt als Männer; er hat Kinder in den Mittelpunkt gestellt.

Und das ist nicht folgenlos geblieben und hat durchaus die Welt verändert. In der frühen Christenheit zeigte sich das darin, dass all diejenigen friedlich miteinander Gottesdienst feierten und das Brot brachen, die eigentlich von ihrer Herkunft oder ihrem sozialen Stand her nichts miteinander zu tun hatten oder gar haben durften: Juden und Griechen, Sklaven und Freie, Männer und Frauen. In Christus hatten sie die gleiche Würde, in Christus bekam ihr Leben die gleiche befreiende Perspektive. Übliche Konventionen wurden gebrochen und Tabus verletzt. Anders als die sonstige römische Gesellschaft erkannte die Kirche z. B. Ehen zwischen Sklaven und Freien voll an. Und die Bildungseinrichtungen der Kirche – Klöster und Schulen – waren vom Mittelalter bis in die Gegenwart nicht nur für Begüterte da, sondern

haben auch denjenigen eine Chance zum gesellschaftlichen Anschluss vermittelt, die dazu sonst keine Möglichkeiten hatten. Wie oft wurden auch – christlich motiviert – gesellschaftliche Grenzen überschritten, um Armen und Kranken nahe zu sein und tatkräftig zu helfen.

Liebe Schwestern, wenn wir heute die Geburt Jesu Christi feiern, dann feiern wir die Güte und Menschenliebe Gottes, die auf unvorstellbare Weise allen gilt. Weihnachten ist ein Fest, bei dem es um alle Menschen geht, ja sogar um die ganze Schöpfung. Gott ist für alle und alles Mensch geworden. Ob Christ oder Nichtchrist, schwarz oder weiß, Mann oder Frau, arm oder reich: jeder und jede ist unwiderruflich von Gott gewollt und angenommen. Das ist der Angelpunkt der Menschenwürde. Es ist auch der Angelpunkt der Versöhnung und der Einheit.

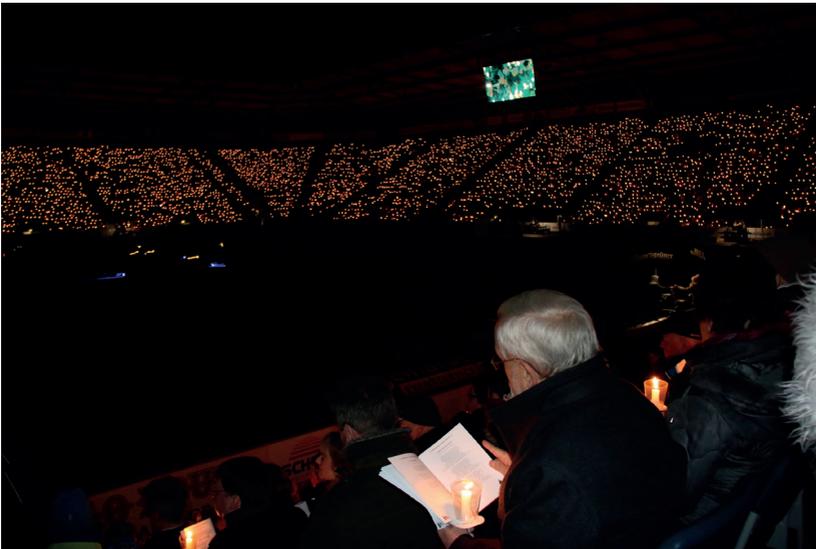
In diesem Sinne sind wir als Kirche gerufen, uns mit den Gräben und Barrieren in unserer Gesellschaft nicht abzufinden, sondern dagegen anzugehen und zu versuchen, sie im Geiste Jesu Christi zu überwinden. Dabei ist es unsere Aufgabe, unser eigenes Leben und das Leben der anderen aus der Perspektive Gottes zu sehen, und das heißt: aus der Perspektive einer unendlichen Güte und Menschenfreundlichkeit, die Hoffnung und Befreiung stiftet.

Und tatsächlich: Je mehr sich Ochs und Esel, Juden und Heiden, Christen aller Konfessionen und Nichtchristen, Menschen aller Schichten und Milieus, Weiße und Farbige, Männer und Frauen, Konservative und Progressive, Reiche und Arme, Ost- und Westdeutsche, Gerechte und Sünder, alle, die in der Finsternis und im Schatten des Todes sitzen, dem göttlichen Erbarmen nähern, umso größer wird auch die Chance, verständnisvoller, friedfertiger und liebevoller miteinander umzugehen. Ochs und Esel an der Krippe sind also nicht nur romantische Randfiguren. Sie können uns vielmehr das Geheimnis der Geburt Jesu Christi auf neue Weise nahe bringen. Möge es uns zu Herzen gehen und bewegen, auch selbst die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes weiterzugeben, Spaltungen zu überwinden und Versöhnung zu stiften.

# Sehnsucht nach mehr

Predigt am 1. Weihnachtsfeiertag 2018

Es war zu Weihnachten 968. In Magdeburg herrschte reges Treiben. Zahlreiche Fürsten und Bischöfe waren an die Elbe gekommen. Kaiser Otto hatte sie zusammengerufen. Mit der feierlichen Einführung von Erzbischof Adalbert sollte die Errichtung des neuen Erzbistums Magdeburg bestätigt werden. Und so geschah es auch im Beisein päpstlicher Legaten am 24. oder 25. Dezember jenes Jahres. Klerus und Volk gaben – wie damals üblich – durch Zuruf und Handerhebung dazu die Zustimmung. Während der Festtage weihte der neue Erzbischof dann auch noch gleich die Bischöfe für die drei neuen Magdeburg zugeordneten Suffraganbistümer Merseburg, Meißen und Zeitz. Schon bald gehörte Magdeburg zu den größten und wichtigsten Bistümern im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. Unzählige Klöster und Pfarreien entstanden, Romanik und Gotik prägen die Landschaft bis



heute als Stein gewordene Zeugen des Glaubens. Zugleich lebten hier große Persönlichkeiten, die bereits nach kurzer Zeit als Heilige verehrt wurden. Auch wenn das Erzbistum in Folge der Reformation unterging, sind seine Spuren auch weiterhin erkennbar.

Inzwischen sind seit jenen für Magdeburg so bedeutsamen Weihnachtstagen jedoch 1050 Jahre vergangen. Nichts ist mehr so, wie es einmal war; und doch wird immer noch Weihnachten gefeiert, auch in einem gesellschaftlich und weltanschaulich völlig anderen Kontext. Woran aber könnte das liegen? Nach wie vor scheint es auch unter uns heutigen Zeitgenossen – Christen wie Nichtchristen – eine Sehnsucht nach einer tieferen Dimension unseres Daseins zu geben, nach mehr, als was man sich selbst schaffen oder leisten kann: nach Gerechtigkeit, Frieden, Barmherzigkeit und Liebe, ja sogar nach so etwas wie Erlösung. Treffen wir doch oftmals auf eine gnadenlose Welt mit Naturkatastrophen und Hungersnöten, Armut und Krankheit, Krieg und Terror, Vertreibung und Flucht. Und in unserer Gesellschaft erhöht sich der Druck: Leistung ist gefragt, Jugendlichkeit, Schönheit, Perfektion und Flexibilität. Viele haben keine Chance mehr, werden eiskalt fallengelassen oder unmerklich vergessen. Auch menschliche Beziehungen gehen in die Brüche. Persönlichstes wird in die Öffentlichkeit gezerrt und breitgetreten. Früher, da glaubten die meisten noch, ihrem Gewissen gegenüber verantwortlich zu sein und bei aller Sünde und Schuld auf das Verständnis Gottes hoffen zu dürfen, auf einen gerechten und gnädigen Richter am Ende aller Tage, auf Befreiung von allem Übel und Vollendung in Herrlichkeit. Heute indessen scheint dafür nicht mehr Gott zuständig zu sein. Stattdessen haben wir Menschen uns tagtäglich vor anderen Menschen für bewusste oder unbewusste Vergehen zu rechtfertigen. Und solche gibt es in Hülle und Fülle. Niemand ist frei davon. Egal was wir tun, wir versündigen uns – ideologisch betrachtet – ständig an der Umwelt, leben auf Kosten der Armen und Entrechteten und werden sowohl für die Taten unserer Vorfahren als auch für die Verwerfungen unserer Zeit mitverantwortlich gemacht. Mögen wir uns noch so sehr mühen, niemandem zu schaden, wir kommen nicht davon frei, ein schlechtes Gewissen zu haben, und können dem Kreislauf des Bösen nicht entrinnen. Nachdem Gott für viele nicht mehr existiert, sind wir nun gnadenlos uns selbst und einander ausgeliefert. Und so findet das Jüngste Gericht bereits jetzt überall statt, vor allem in den Medien und im Netz. Shitstorms zwingen Politiker zum Rücktritt, und wer eine andere Meinung vertritt als die eigene, kann mit Spott und Hohn, wenn nicht gar mit Entrüstung und Verachtung oder Hass und Hetze rechnen. Wie schnell sind Sündenböcke gefunden, nehmen Vorurteile und Unterstellungen anderen die Luft zum Atmen.

Aber ist das alles? Gehört zu unserem Leben nicht noch mehr? Manchmal erinnern wir uns – besonders zu Weihnachten – so gern an unsere Kindheit, weil wir inzwischen äußerlich und innerlich müde geworden sind. So schreibt auch der russische Dichter Jewgeni Jewtuschenko in einem seiner Gedichte:

„ Es zerschmelzen die Rätsel der Kindheit  
wie der Nebel zerschmilzt an den Flüssen.  
Wie ermüdend, wenn nichts mehr geheim ist.  
Ohne Rätsel ist längst dir der andere,  
und du selbst bist ihm ohne Geheimnis.  
Und wenn jetzt eine Hand unsern Arm streift,  
wie durch Zufall, im Spiel, aus Versehen,  
ist das nur eine Hand, kein Geheimnis,  
eine Hand nur, ihr sollt das verstehen.“

Tatsächlich. Wir haben im Laufe der Jahre viel gelernt. Es ist für uns fast alles erklärbar geworden. Wir meinen Bescheid zu wissen, was es mit den Menschen und unserer Welt auf sich hat. Dabei kann jedoch der Blick für die ganze Wirklichkeit und die Freude am Leben verloren gegangen sein. Aber auch erwachsene Menschen leben nicht nur von der Vernunft, haben ihre Träume und Hoffnungen. Wer einen anderen Menschen liebt, erfährt zudem, dass er diesen niemals ganz ausloten kann; da bleibt immer etwas offen. Das Geheimnis des anderen ist es, was uns im Tiefsten anzieht, nicht sein äußerliches Gehabe. Darum ist manchmal vielleicht eine ähnliche Sehnsucht in uns, wie sie Jewgeni Jewtuschenko am Ende seines Gedichtes ausdrückt:

„Darum bitte ich euch, gebt ein Geheimnis,  
sei's ein einfaches, zaghafte, kleines,  
sei es barfüßig, mager, in Fetzen,  
ein Geheimnis gebt, wenigstens eines!“

Verbirgt sich nicht in der Botschaft von Weihnachten ein solches Geheimnis? Beten wir doch auch in der Liturgie der Heiligen Nacht: „Lass uns dieses Geheimnis im Glauben erfassen und bewahren, bis wir im Himmel den unverhüllten Glanz deiner Herrlichkeit schauen.“ Worin aber besteht dieses Geheimnis? „Das Wort“ – so heißt es im heutigen Evangelium (Joh 1,14) – „ist Fleisch geworden und hat unter uns

gewohnt". Gott ist als kleines, ohnmächtiges, verletzliches Kind in diese Welt gekommen. Auf diesem Wege ist seine Gnade erschienen: nicht in einer alles umstürzenden Revolution, nicht mit „Pauken und Trompeten“, nicht mit einem Sozialprogramm, das ein für allemal Hunger, Armut und Ungerechtigkeit beseitigen könnte. Gott hat den Weg eines Kindes gewählt. Damit zeigt er auf elementare Weise, wie er uns nahe sein will. Er teilt all unsere Bedingungen, unser Menschsein von der Wiege bis zur Bahre, unsere Freuden und Schmerzen, Geburt und Tod, ja sogar die Gnadenlosigkeit einer gewaltsamen und ungerechten Hinrichtung. So ist er bei uns. So ist er mit uns solidarisch bis ins Innerste und bis zum Äußersten.

Liebe Schwestern und Brüder, gehört das nicht im Grunde zur tiefsten menschlichen Sehnsucht: dass jemand da sein möge, der uns nie im Stich lässt? Ist das nicht das einzige, was uns wirklich tröstet und stärkt, wenn wir uns schwach und ohnmächtig fühlen: elementare Nähe und Solidarität, nicht allein sein zu müssen – und niemanden alleine zu lassen? Das ist das, was Gott uns an Weihnachten mitzuteilen hat: Unverdientermaßen und ohne Berechnung schenkt er sich uns in seinem Sohn, aus reiner Liebe. Und dieser Jesus Christus bleibt unser Bruder und Weggefährte bis ans Ende, ja sogar durch den Tod hindurch.



Damit sagt und zeigt uns Gott, wie diese Welt nachhaltig verändert werden kann. Damit gibt er uns einen Maßstab und ein Programm. Seine Gnade, die in Jesus Christus erschienen ist, will uns befähigen und bewegen, auch den anderen gnädig zu begegnen und an der Gestaltung menschenfreundlicherer Beziehungen mitzuwirken. Wie geistvoll und heilsam können doch Barmherzigkeit und Liebe sein! Ist uns nicht genau das aufgegeben und auch möglich, was Gott selbst tut: ganz einfach da- und mit-dabei-zu-sein, Einsamkeit zu lindern und – wie es das II. Vatikanische Konzil formuliert hat – „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen“ zu teilen?! Gesellschaftspolitisch heißt das nach unserer katholischen Soziallehre: alle Menschen in ihrer Würde als Ebenbild Gottes und in ihrer Eigenverantwortung zu bestärken, aber auch das Ganze des Gemeinwohls im Blick zu behalten, solidarisch einander zu Hilfe zu kommen und füreinander einzustehen. Diese Prinzipien der Soziallehre sind im Grunde nichts anderes als eine Ausfaltung dessen, was Gott selbst getan hat, als er Mensch geworden ist, nämlich da anzusetzen, wo die Gnade am notwendigsten ist: an der Angst und Einsamkeit der Menschen. Hier liegt die Wurzel für echte Veränderungen. Hier ist die Stelle, wo unsere Welt gottvoller und damit menschlicher werden kann. Und genau da braucht Gott uns Menschen. Immer dann, wenn wir jemanden nicht allein lassen, werden wir zu einer „Übergangsstelle der Gnade“. Immer dann, wenn wir wach und sensibel sind für das, was gebraucht wird, wenn wir uns das Schicksal anderer zu Herzen gehen lassen und mutig darauf reagieren, geben wir etwas von dem weiter, was Gott an Weihnachten in diese Welt hinein gesetzt hat.

Wir dürfen und sollen ganz menschlich sein – so wie Gott selbst. Darum freuen wir Christen uns an Weihnachten auch über vieles, was unsere Sinne anspricht: den festlichen Schmuck, liebevolle Geschenke und andere Köstlichkeiten. Auch darin ist Gott uns und sind wir einander nahe. Denn uns Christen braucht nichts Menschliches fremd zu sein, wenn Gott selbst sich auf uns eingelassen hat.

So wünsche ich Ihnen in aller Unvollkommenheit dieser Welt ein gnadenreiches Weihnachtsfest, die Erfahrung göttlicher Nähe und menschlicher Zuwendung. Möge uns allen die Botschaft von Gottes Menschwerdung in Jesus Christus zu Herzen gehen und zu einem heiligen Geheimnis werden, das unser Leben prägt und erfüllt.

# „Dynamisch–alternativ“ statt „archaisch–bürgerlich“

Interview von Nina Schmedding,  
Katholische Nachrichtenagentur (KNA) vom 12. Februar 2019

**KNA:** Herr Bischof Feige, das Bistum Magdeburg feiert in diesem Jahr sein 25-jähriges Bestehen. Wo stehen die katholischen Christen hierzulande?

**Feige:** Obwohl wir mit 81.000 Katholiken nur eine Minderheit inmitten von über 80 Prozent konfessionslosen Mitbürgern sind, versuchen wir doch, schöpferisch zu sein und uns zusammen mit den anderen Christen konstruktiv in die Gesellschaft einzubringen – demütig, aber durchaus selbstbewusst. Dabei verstehen wir uns nicht als Nabel der Welt, aber auch nicht nur als ein Anhängsel der katholischen Kirche in Deutschland.

**KNA:** Was macht Sie besonders?

**Feige:** Wir sind keine Volkskirche, aber auch nicht mehr die Diaspora-Kirche aus DDR-Zeiten. Seit der Reformation leben wir hier weitgehend vom Zuzug, meistens wirtschaftlich bedingt. Und auch jetzt werden wir wieder durchgemischt, sind seit 1989 viele weggezogen, sollen andererseits aber unter uns Katholiken auch schon etwa 12 Prozent Ausländer aus über 100 Nationen sein und ebenso viele Mitbürger aus den alten Bundesländern. Während dem Diaspora-Begriff oftmals etwas Muffiges anhängt, wollen wir eher eine Ortskirche sein, die das Evangelium auf neue Weise ins Spiel bringt.

**KNA:** Inwiefern?

**Feige:** Hier begegnen uns Menschen, die nicht christlich sozialisiert vielleicht noch keine enttäuschenden Erfahrungen mit Kirche gemacht haben und eher unvoreingenommen sind. In einer solchen säkularen Gesellschaft bemühen wir uns, niemanden von oben herab zu belehren oder zu disziplinieren, sondern wirklich zu dienen.

**KNA:** Was wollen diese Menschen von Ihnen?

**Feige:** Manchmal geht es einfach um bestimmte Segnungen, die erbeten werden. Ein Beispiel sind etwa unsere Lebenswende feiern mit konfessionslosen Schülern, die einen immer stärkeren Zulauf haben; in

Halle sind es in diesem Jahr mehr als 700 Jugendliche. Hierbei spürt man eine gewisse Sehnsucht nach mehr, als was das Leben sonst ausmacht.

**KNA:** Katholisch müssen alle ihre Mitarbeiter im kirchlichen Dienst anders als in Bistümern mit hohem Katholikenanteil also wahrscheinlich nicht sein – sonst hätten Sie wohl einen Personalengpass.

**Feige:** Das ist richtig. Wir haben viele Mitarbeiter, die keine Christen sind, die aber unser Verständnis von der Würde des Menschen teilen und sich um ein dementsprechendes Verhalten mühen. Natürlich bleibt es eine Herausforderung, ein christliches Profil zu bewahren. Auch auf unseren acht katholischen Schulen sind die meisten der Schüler und einige Lehrer Nicht-Christen. Insofern sitzen wir hier als katholische Kirche nicht auf dem hohen Ross, sondern suchen einen aufrichtigen Dialog.

**KNA:** Es drängt sich der Eindruck auf, dass Sie hier im Osten der Entwicklung in anderen Bistümern ein paar Jahre voraus sind und Kirche unter weniger komfortablen Bedingungen schon einmal erproben. Inwiefern kann der Westen also vom Osten lernen?

**Feige:** Tatsächlich leben wir mit Herausforderungen, die in volkskirchlich geprägten Gegenden noch nicht so dramatisch sind, und suchen darum neue Wege, um weiterhin lebensfähig und lebendig zu sein. Da wünschte ich mir schon ein wenig mehr Interesse an unserer Situation. Hilfreich wäre auch, sich noch deutlicher bewusst zu machen, dass die katholische Kirche in Deutschland sehr unterschiedlich ist, es aber bestimmte Standards gibt, die von allen Bistümern erfüllt werden müssen. Und wir tun uns bei manchem schwer, weil wir hier gar nicht die finanziellen und personellen Voraussetzungen dafür haben.

**KNA:** Inwiefern?

**Feige:** Zum Beispiel, dass das Kirchensteuer-pro-Kopf-Einkommen aufgrund der sozialen und altersmäßigen Zusammensetzung unserer Gläubigen wesentlich niedriger ist als im Westen. Zudem müssen wir, während unsere Priester deutlich weniger verdienen als anderswo, viele Mitarbeiter nach bundesweit ausgerichteten Tarifen entlohnen. Insgesamt werden auch verschiedene Aufgaben nur ehrenamtlich wahrgenommen, da wir uns dafür keine Hauptamtlichen leisten können.

**KNA:** Ist die Priesterausbildung denn grundsätzlich noch zeitgemäß?

**Feige:** Sicher muss stärker in den Blick kommen, was für Priester wir überhaupt brauchen und wie deren Berufung in geeigneter Weise gefördert werden kann. Auf jeden Fall sollten sie weniger archaisch-bürgerlich als dynamisch-alternativ sein.

**KNA:** Was verstehen Sie darunter?

**Feige:** Dass sie keine rückwärtsgewandten Vorstellungen von diesem Beruf haben, sondern sich auf das einlassen, was Gott heute von ihnen erwartet. Dabei wäre – wie Karl Rahner vor Jahrzehnten schon formuliert hat – grundlegend, Diener zu sein und nicht Herren, Geistliche und nicht Funktionäre, Wegbereiter und nicht Nachlassverwalter.

**KNA:** Gehört nicht auch die Abschaffung des Zölibatzwangs dazu, wie jetzt in einem Brief an Kardinal Marx gefordert wird?

**Feige:** Ich kann mich nicht erinnern, zum Zölibat gezwungen worden zu sein. Als ich geweiht wurde, gehörte für mich und die meisten anderen Katholiken diese Lebensweise zum Priestersein in unserer Kirche dazu. Allerdings kann die freiwillige Verpflichtung zur Ehelosigkeit für manchen im Laufe des Lebens belastend werden. Grundsätzlich ist der Zölibat nicht göttlichen Rechts. Darum sind verheiratete Priester durchaus denkbar, und es gibt sie ja auch nicht weniger würdig und sakramental in den katholischen Ostkirchen. Die Frage ist nur, wie darüber in der römisch-katholischen Weltkirche eine Entscheidung zustande kommt.

**KNA:** Müssten nicht auch die hierarchischen Strukturen der Kirche überdacht werden, um wieder mehr Leute an die Kirche zu binden?

**Feige:** Zweifellos sind alle Ämter in der Kirche als Dienste zu verstehen. Dabei Macht zu haben, ist nicht von vornherein verwerflich, müsste aber wohl auf mehr Schultern verteilt werden und einer gewissen Kontrolle unterliegen. Dazu gehört auch, noch kommunikativer, geschwisterlicher und synodaler zu werden. Schließlich geht es nicht um die Absicherung eines Systems oder irgendwelche Eigeninteressen, sondern um die verantwortungsbewusste Leitung des Volkes Gottes und eine Hilfe zur Selbsthilfe.

**KNA:** Wäre für Sie denkbar, dass Frauen zu Priestern geweiht werden?

**Feige:** Dies rigoros abzulehnen und lediglich mit der Tradition zu argumentieren, überzeugt nicht mehr. Man kann, so sagt auch Papst

Franziskus, die Lehre nicht bewahren, ohne ihre Entwicklung zuzulassen. Und verändert hat sich im Laufe der zwei Jahrtausende vieles, nicht nur in Kleinigkeiten. Könnte der Geist Gottes uns nicht auch heute zu neuen Erkenntnissen und Entscheidungen führen? Momentan halte ich freilich die Möglichkeit, Frauen zu Priestern zu weihen, noch für unwahrscheinlich, da dies von zahlreichen Katholiken nicht mitgetragen und die Einheit unserer Kirche daran zerbrechen würde. Andererseits aber wird dies kommen. Vor einiger Zeit hätte ich das so noch nicht denken können.

## **„Zumutungen“**

Brief zur österlichen Bußzeit 2019

### **Bistumsgründung**

Liebe Schwestern und Brüder, fast 200 Jahre hatten wir zum heutigen Erzbistum Paderborn gehört, als nach der Wiedervereinigung Deutschlands die Frage aufkam, wie es mit dem zuletzt so genannten Bischöflichen Amt Magdeburg weitergehen soll. Bischof Leo Nowak, der 1990 zum Bischof ernannt worden war, führte dazu eine umfangreiche Befragung durch. Dabei plädierte eine deutliche Mehrheit dafür, dass unsere vorläufige Selbständigkeit aus DDR-Zeiten nunmehr auch ausdrücklich bestätigt werden sollte. In diesem Sinne entschied man auch in Rom; und so wurde am 8. Juli 1994 ein neues Bistum Magdeburg errichtet und mit den Bistümern Erfurt und Fulda dem Erzbistum Paderborn als Suffragan zugeordnet. Die festliche Gründungsfeier fand am 9. Oktober 1994 auf dem Magdeburger Domplatz statt. In ihr wurde auch Bischof Leo Nowak in sein neues Amt eingeführt.

Wie kam man damals zu einer solchen Entscheidung? Angesichts unserer kleinen Verhältnisse erforderte das ja durchaus einiges an Mut und Gottvertrauen.

Schaut man sich weltweit um, zeigt sich, dass es für ein Bistum gar nicht so sehr darauf ankommt, ob es klein oder groß ist, traditionsreich oder blutjung, bevölkerungsdicht oder dünn besiedelt, finanzstark oder

unterstützungsbedürftig. Eine äußerlich erkennbare Norm scheint es nicht zu geben. Und doch dürfte klar sein: Entscheidend ist nicht das Territorium oder die Vermögensmasse, sondern das lebendige Gottesvolk, das hier in Erscheinung tritt. Bistümer entstehen oftmals dann, wenn das Evangelium Jesu Christi in einer Region tatsächlich angekommen und geerdet ist, wenn eine Ortskirche eigener Prägung meint, genügend Reife erlangt zu haben, um ihren Weg eigenständig weiterzugehen, und auch den Mut besitzt, dies zu riskieren.

Ein solcher Abnabelungsprozess ist nicht immer schmerzfrei. Das wissen wir aus eigener Erfahrung. Aber unsere Bistumsgründung vor 25 Jahren war keine selbstsüchtige und undankbare Entscheidung gegen Paderborn, sondern entsprang unserer Verantwortung gegenüber der Situation vor Ort und dem Sendungsbewusstsein, das Evangelium Jesu Christi in katholischer Auslegung auf mitteldeutsch zu buchstabieren und zu leben.

### Herausforderungen

Das – liebe Schwestern und Brüder – hieß aber auch, sich neuen Herausforderungen zu stellen. Was hatte sich nach 1990 doch alles verändert! Kirche war wieder zu einer öffentlich bedeutsamen Größe geworden. Viele Christen übernahmen politische und gesellschaftliche



Bischof em. Leo Nowak (rechts) mit Pfarrer Gerhard Wagner, dem Sprecher des Priesterrates, und Probst Josef Kuschel zur Bistumserrichtung im Februar 1994

Ämter und gestalteten den Demokratisierungsprozess mit. Katholische Schulen wurden gegründet und zahlreiche karitativ-soziale Einrichtungen auf- oder weiter ausgebaut. 2001 kam es dann bistumsweit zu einem „Pastoralen Zukunftsgespräch“ über unsere besondere Berufung und Sendung. Dabei wurde ein Leitbild entwickelt, dessen Botschaft lautet: „Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. (...) Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft.“

Davon sind viele in unserem Bistum auch weiterhin überzeugt. Die Bedingungen jedoch haben sich dafür verschärft. So hat die Kirche inzwischen in unserer Gesellschaft an Bedeutung wieder verloren und seit dem Missbrauchsskandal auch enorm an Vertrauen eingebüßt. Zudem sind wir aufgrund demografischer und anderer Entwicklungen wesentlich weniger und im Durchschnitt auch älter geworden. 81.000 Katholiken leben ziemlich zerstreut und oft in verhältnismäßig kleinen Gemeinden. Über 80% der Bevölkerung ist konfessionslos. Das geht nicht spurlos an uns vorüber und beeinflusst auch unsere christliche Lebenspraxis. Eltern fällt es zunehmend schwerer, ihren Kindern und Jugendlichen den Glauben zu erschließen. Andererseits aber finden manche nichtchristlichen Erwachsenen bei uns neue Perspektiven für ihr Leben und lassen sich sogar taufen. Zugleich nimmt die Zahl unserer Priester ab, so dass wir seit 2014 nicht mehr in der Lage sind, alle unsere 44 Pfarreien mit einem eigenen Pfarrer zu besetzen. Und schließlich ist unser wirtschaftliches Vermögen im Vergleich zu den meisten anderen deutschen Bistümern äußerst gering. Insgesamt müssen wir also schon jetzt mit Bedingungen zurechtkommen, die anderswo vielleicht noch in der Zukunft liegen.

Wie gehen wir mit dieser Situation um? Bei meinem Amtsantritt im Jahr 2005 habe ich eine Grundstimmung wahrgenommen, die sehr vom Gedanken an einen Aufbruch bestimmt war. Es galt aber auch schon: „Wer Untergänge vermeiden will, muss Übergänge gestalten“. Inzwischen haben die rasanten Entwicklungen indes manchen Schwung der Anfangsphase gedämpft. Viele unter uns scheinen erst dann bereit zu sein, sich auf jetzt schon absehbare Veränderungen einzustellen, wenn es gar nicht mehr anders geht.

## Unsere Sendung

Zweifellos – liebe Schwestern und Brüder – sind die Verhältnisse, mit denen wir zu tun haben, dramatisch. Da gibt es nichts zu beschönigen. Allen Beteiligten wird einiges abverlangt. Da – glaube ich – kommt es ganz entscheidend darauf an, welche Grundhaltung uns prägt. Wenn jemand der Meinung ist, dass „alles sowieso den Bach runter geht“, bleibt eigentlich nur noch eine Art „Sterbebegleitung“ übrig: alles so weiterlaufen zu lassen, „bis der letzte dann das Licht ausmacht“. Eine andere Möglichkeit wäre die einer „geschlossenen Gesellschaft“. Um zu überleben, erscheint es vielen Minderheiten fast notwendig zu sein, sich in der eigenen Welt zu verschanzen und auf Überwinterung zu hoffen. Demgegenüber möchte ich Sie alle ermutigen, darauf zu vertrauen, dass Gott uns nicht unbeabsichtigt in die besondere Situation Mitteldeutschlands und unserer Kirche gestellt hat. Nein, das ist kein Zufall oder blindes Schicksal; Gott wird sich schon etwas dabei gedacht haben. Wäre es dann nicht angemessen, auf diese Herausforderung gläubig und konstruktiv einzugehen?

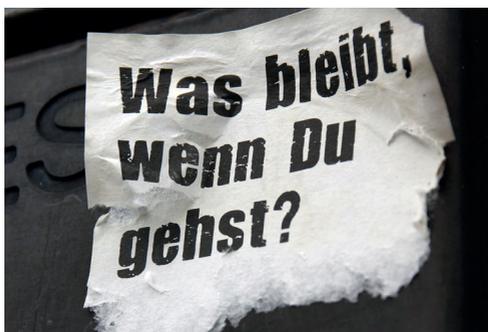
Wie aber könnte das für uns aussehen? „Ich bin“ – sagt Jesus Christus von sich selbst – „dazu gesandt, damit ich den Armen eine frohe Botschaft bringe; damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe“ (Lk 4, 18–19). Christus will also von allem befreien, was das Leben schwer macht. In ihm kommt uns Menschen Gottes bedingungslose Liebe entgegen. In seiner Nachfolge ist auch die Kirche – wie es das II. Vatikanische Konzil ausdrückt – als „Zeichen und Werkzeug der Liebe Gottes“ zu verstehen. Selbstverständlich ist es letztlich Gott, der die Kirche hervorgerufen hat und mit uns auf dem Weg ist. Als deren Gliedern ist uns allen aber ein Schatz anvertraut, den wir mit anderen teilen sollen: Hoffnung und Zuversicht zu vermitteln. Konkret heißt das, weniger um uns selbst besorgt zu sein, als uns denen zuzuwenden, die in unserer Umgebung und darüber hinaus materiell oder geistig arm sind, leiblich oder seelisch gefangen, blind oder zerschlagen.

Gewiss, manches erscheint uns armselig. Doch das Evangelium kann seine Sprengkraft überall erweisen. Scheuen wir uns deshalb nicht, die Zumutungen unserer Situation als Herausforderung Gottes anzunehmen.

Das kann ungeahnte Kräfte freisetzen. In unseren Zukunftsbildern – vor fünf Jahren formuliert – heißt es darum auch: „Wir sind Gottes Zeugen hier und heute. Als schöpferische Minderheit setzen wir in ökumenischem Geist seinen Auftrag um: in unseren Pfarreien, in Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen, in Kooperationen mit Partnern in der Gesellschaft.“ Fragen wir uns deshalb immer wieder: Was stärkt uns als Getaufte und Gefirmte? Und was brauchen die Menschen, unter denen wir leben? Wie können wir vor Ort das Wort Gottes hören, miteinander beten und lebensnah Eucharistie feiern? Und welche Zeichen sollten wir zusammen mit anderen in unserer Gesellschaft setzen?

Ja – liebe Schwestern und Brüder – unsere Rahmenbedingungen sind nicht unbedingt leicht. Da kann ich nur staunen, wie begnadet und kreativ dennoch auch eine „kleine Herde“ von gläubigen Christen sein kann. Deshalb bin ich zuversichtlich, dass wir auch weiterhin Möglichkeiten finden, lebendig Kirche zu sein. Zugleich bin ich dankbar, dass so viele bereit sind, sich auf Neues einzulassen. Mögen wir alle auch weiterhin aus unserem Glauben Kraft schöpfen und anregende wie ermutigende Zeugen des Evangeliums sein. Gefragt ist dabei jene frohe Grundstimmung, die der Apostel Paulus zu den Früchten des Heiligen Geistes zählt. Beten wir auch immer wieder für unser Bistum und die Menschen, mit denen wir zusammenleben, um geistliche Aufbrüche und Berufungen sowie um die Erkenntnis, dass wir alle Kirche sind und es auf jede und jeden von uns ankommt.

In herzlicher Verbundenheit erbitte ich Ihnen dazu den Segen des allmächtigen und barmherzigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.



# „Machdeburjer“ und Weltbürger

Grußwort zum 90. Geburtstag von Bischof Leo Nowak  
am 17. März 2019

Lieber Bischof Leo, seit 90 Jahren bist du unterwegs: als Mensch und Christ, als „Machdeburjer“ und Weltbürger, mit beiden Füßen auf der Erde und zugleich dem Himmel zugewandt, schon lange im priesterlichen und schließlich auch noch im bischöflichen Dienst. Ein bewegtes Leben liegt hinter dir. Immer wieder waren neue Herausforderungen zu bestehen. Dazu gehört, dass vor 86 Jahren Hitler die Macht ergriff, vor 74 Jahren der II. Weltkrieg zu Ende ging, vor 70 Jahren die DDR entstand, vor 63 Jahren deine Priesterweihe war, vor 58 Jahren die innerdeutsche Mauer gebaut wurde, vor 54 Jahren mit dem Abschluss des II. Vatikanischen Konzils eine neue Epoche unserer Kirche begann und vor 30 Jahren die



Mauer wieder fiel. Dazu gehört, dass du vor 29 Jahren – als es auch zur Wiedervereinigung Deutschlands kam – zum Bischof geweiht wurdest, vor 25 Jahren du zudem die Verantwortung für ein neues Bistum Magdeburg übertragen bekamst und seit 15 Jahren du als Emeritus dein Leben deutlich entspannter gestalten kannst. Du bist in der Weimarer Republik geboren und hast deine Kindheit und Jugend im Deutschen Reich erlebt, an weiteren politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen folgten die Sowjetische Besatzungszone und die DDR sowie schließlich die Bundesrepublik Deutschland. Das alles ist nicht spurlos an dir vorübergegangen und hat dich mit geprägt.

Zeit ist jedoch vergänglich. Das hast du immer wieder zur Genüge erfahren. Zeit ist aber auch etwas Kostbares. Darum gilt, wie es im Epheserbrief (5,15-17) heißt: „Nutz die Zeit (...) begreift, was der Wille des Herrn ist“. Mit dem Kommen Jesu – so glauben wir – ist die Zeit „erfüllt“ und das Reich Gottes nahe (Mk 1, 14). Dieses aber drängt sich nicht auf,



sondern will erspürt und entdeckt werden. Dazu ist im Neuen Testament vom „Kairos“ die Rede. Im Gegensatz zum „Chronos“ – dem Ablauf der Zeit – ist der „Kairos“ die Gelegenheit, in der sich das Heil ereignet. Wer es finden will, muss wach und aufmerksam auf die Zeichen der Zeit achten.

Dazu gehörte in den ersten Jahren deines Dienstes, lieber Bischof Leo, auch zu klären, ob das sogenannte Bischöfliche Amt Magdeburg nunmehr wieder direkter zum Erzbistum Paderborn gehören oder einen anderen Weg gehen sollte. Du hast dich damit nicht unter Druck setzen lassen, sondern in aller Ruhe darüber nachgedacht und schon 1991 von allen dafür in Frage kommenden Personen und Gremien Stellungnahmen erbeten. Du selbst warst der Meinung: „Seit 45 Jahren hat das Bischöfliche Amt Magdeburg bereits faktisch wie ein Bistum existiert.“ Unter den Bedingungen des real existierenden Sozialismus wäre eine Situation entstanden, die auch künftig andere pastorale Akzente und Methoden erforderte, als sie sich in den westlichen Bistümern bewährt hatten. Zudem würde sich ein eigenständiges Bistum noch einmal anders in die Gesamtkirche und auch in die Ökumene einbringen können. Schließlich bist du nach intensiven Beratungen in deiner dir eigenen Mischung aus Nüchternheit und gläubiger Zuversicht zu dem Ergebnis gekommen: „Ein kleines, armes, aber eigenes Bistum Magdeburg ist ein Schritt in die richtige Richtung.“ Dabei lag dir sehr viel daran, dass sich diese Entscheidung nicht gegen Paderborn richtete, sondern vielmehr den örtlichen Herausforderungen gerechter werden wollte. Zu großem und bleibendem Dank unserem – gewissermaßen – „Mutterbistum“ verpflichtet, hast du dich deshalb auch dafür eingesetzt, dass es weiterhin eine herzliche Partnerschaft zwischen beiden Bistümern gibt. Nachdem auch der Heilige Stuhl der Bistumsgründung zugestimmt hatte, war es am 9. Oktober 1994 schließlich soweit, diese feierlich zu begehen. „Nun“ – hast du damals in deiner Predigt gesagt – „wird dem Volk Gottes hierzulande zugetraut, dass es als eigene Ortskirche seinen Weg in die Zukunft geht. Das darf uns schon mit etwas Mut und Selbstbewusstsein erfüllen.“

25 Jahre sind seitdem vergangen. In ihnen haben wir in vielfältiger Weise Erfahrungen gemacht, mit Möglichkeiten und Begrenzungen umzugehen. Und wir hoffen, auch weiterhin zukunftssträchtige Lösungen zu finden. Dabei ist freilich auch entscheidend, wie sich unsere Kirche

insgesamt entwickeln wird. Das ist auch dir, lieber Bischof Leo, schon immer ein Herzensanliegen gewesen. Leidenschaftlich hast du daran mitgewirkt, dass im Bewusstsein vieler aus der „ecclesia triumphans“ und „societas perfecta“ wieder das wandernde „Volk Gottes“, der „Leib Christi“, der „Bau im hl. Geist“ geworden ist, ja – wie Papst Franziskus sagt – sogar das barmherzige „Feldlazarett“ für alle der Hilfe Bedürftigen. Eine so verstandene – gewissermaßen verbeulte – Kirche definiert sich nicht vom Amt her; ihr Ermöglichungsgrund ist die grenzenlose Liebe Gottes zu den Menschen, und gebildet wird sie von allen getauften wie gefirmten Gläubigen. Deshalb hast du unermüdlich auch dazu ermutigt, sich dessen noch bewusster zu werden und sich auf die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse konstruktiv einzustellen. „Mir“ – so sagst du schon 1991 – „scheint es an der Zeit zu sein, dass wir von einer Missionskirche sprechen. Das ist eine Kirche, die von ihrem Sendungsauftrag überzeugt ist.“ Um das noch konkreter werden zu lassen, hast du zehn Jahre später dann das Pastorale Zukunftsgespräch angestoßen.

Seitdem haben sich die Bedingungen, unter denen wir das Evangelium verkünden wollen, weiter verschärft. Das, was dir wichtig war, ist jedoch nach wie vor gültig. Dazu gehört – wie wir bei dir nachlesen können – eine Kirche zu leben, „in der wir nicht verbissen um unsere eigene Anerkennung besorgt sein müssen, sondern in der wir die Dinge gelassen angehen, weil Gott selbst auch noch da ist. Eine solche Kirche kann



ruhig arm und klein sein. Das schadet überhaupt nicht, denn eine solche Kirche wird nicht vergessen, dass alles von Gott abhängt". Sie wird auch nicht müde werden, sich zu bemühen, möglichst vielen den Sinn des Lebens zu erschließen und die Freude am Glauben zu wecken. Davon künden auch deine Publikationen mit den bezeichnenden Titeln: „Gib die Hoffnung nicht auf“, „Un-glaublich“, „Un-möglich“ „Un-verzagt“ oder „Un-ausrottbar“ – allesamt „Ermutigungen nicht nur für Christen“.

Lieber Bischof Leo, du hast ein hohes Alter erreicht und dabei auch manche bedrückenden Erfahrungen machen müssen. Deine Zuversicht und dein Humor sind jedoch ungebrochen. Und es ist sicher nicht zu viel gesagt, wenn ich dich in einer Linie mit den visionären Päpsten Johannes XXIII. und Papst Franziskus sehe. Wie sie gabst und gibst du unserer Kirche ein äußerst sympathisches und menschenfreundliches Gesicht. Dafür sei dir von Herzen Dank gesagt! Trotz deiner 90 Jahre wirkst du auf uns immer noch recht jung. Was könnte – soweit es von dir abhängt – dafür ausschlaggebend sein? Dazu hast du Albert Schweitzer einmal zitiert, der sagt: „Niemand wird alt, weil er eine Anzahl von Jahren hinter sich gebracht hat. Man wird nur alt, wenn man seinen Idealen Lebewohl sagt. (...) Du bist so jung, wie deine Zuversicht, so alt wie deine Zweifel, so jung wie deine Hoffnung, so alt wie deine Verzagtheit. (...) Erst wenn die Flügel nach unten hängen und das Innere deines Herzens vom Schnee des Pessimismus und vom Eis des Zynismus bedeckt sind, dann erst bist du wahrhaft alt geworden.“ In diesem Sinne wünsche ich dir von ganzem Herzen, dass du noch lange – selbst wenn sich manche Beschwernis einstellt – geistig jung bleibst. Möge Gott dir auch weiterhin nahe sein und dich sowohl jetzt auf Erden als auch dereinst in seiner Herrlichkeit erfahren lassen, was Jesus Christus uns verheißen hat: das Leben in Fülle.

# Vom Menschen hinter der Uniform

Predigt am 29. März 2019 zu  
25 Jahre Ökumenische Polizeiseelsorge in Sachsen-Anhalt

## „Die Prügelknaben der Nation“?

„Polizisten sagen oft, dass der Mensch hinter der Uniform nicht gesehen werde.“ Unter dieser Überschrift wurde neulich in einer Zeitung vom Gespräch eines Journalisten mit zwei Polizisten und einer Polizistin berichtet (ZEIT, 7. März 2019). In ihm ging es auch um die Vorkommnisse in Chemnitz und im Hambacher Forst. Gerade bei solchen Einsätzen – so erzählten die Beamten – hätten sie einiges an menschenverachtenden Beleidigungen und pauschalen Diffamierungen auszuhalten. Schnell würden sie beim Versuch, für Recht und Ordnung zu sorgen, in die rechte Ecke gedrängt. Auf welcher Seite sie in einer Konfliktsituation tatsächlich selbst stehen, spielt keine Rolle. Sie haben die Staatsgewalt durchzusetzen.

In einer Gesellschaft, in der die Gewaltbereitschaft zunimmt, sind Polizisten und Polizistinnen auch nicht davor gefeit, tätlich angegriffen zu werden. Andererseits werden sie beschimpft, wenn sie nicht schnell und entschieden genug eingreifen. Was sie auch tun – ob das die Ahndung harmloser Verkehrsdelikte betrifft oder den Einsatz bei politischen Demonstrationen – oftmals müssen sie es ertragen, zu „Prügelknaben der Nation“ gemacht zu werden.



Darüber hinaus sind sie immer wieder mit menschlichen Extremsituationen konfrontiert: Sie erfahren Leid und Tod in vielfältiger Gestalt, müssen Menschen niederschmetternde Nachrichten überbringen und sich selbst in manche Gefahr begeben. Zu verkraften, dass Kollegen im Einsatz vielleicht verletzt werden oder gar zu Tode kommen, oder dass man selbst von der Schusswaffe Gebrauch machen musste, kann zusätzlich enorm belasten.

Hier kommt dem Dienst der Polizeiseelsorger und -seelsorgerinnen eine entscheidende Rolle zu. Ihre Aufgabe ist es, den Polizisten und Polizistinnen in alledem zur Seite zu stehen und ihnen bei der Bewältigung solcher Erfahrungen zu helfen. Dazu kommt der berufsethische Unterricht, in dem die Spannungs- und Konfliktfelder erörtert werden, auf die man heute treffen kann. Dabei wird auch versucht, den Teilnehmerinnen und Teilnehmern ein klares Menschenbild zu vermitteln, an dem sie sich in ihren Einsätzen orientieren können.

### **„Die Würde des Menschen ist unantastbar“**

Dieses Menschenbild gründet für uns Christen in der Bibel. Die zentrale Aussage dazu ist in der ersten Schöpfungsgeschichte enthalten: „Gott sprach: Lasst uns Menschen machen als unser Bild, uns ähnlich! ... Und Gott schuf den Menschen als sein Bild, als Bild Gottes schuf er ihn.“ (Gen 1, 26f.). „Höher kann man nicht vom Menschen sprechen. Die Gottebenbildlichkeit ist die biblische Begründung dessen, was heute der Begriff der Menschenwürde bezeichnet.“

Schon in der Antike kannte man ihn. In der Zeit der Aufklärung hat sich vor allem Immanuel Kant dafür eingesetzt. Er unterscheidet zwischen „Wert“ oder „Preis“ und „Würde“. Sachen haben einen „Wert“ oder „Preis“ und können auch durch etwas anderes ersetzt werden. Personen aber haben eine „Würde“. Sie können durch nichts ersetzt und dürfen auch nicht verzweckt werden.

Im Jahr 1948 hat dann die Generalversammlung der Vereinten Nationen in die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte den Satz aufgenommen: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geist der Brüderlichkeit begegnen.“

Solche Formulierungen haben sich die Kirchen allerdings erst nach dem Zweiten Weltkrieg zu Eigen gemacht. Seitdem sind sie sich einig: Jeder Mensch hat seine Würde, weil er Gottes Ebenbild ist. Diese Überzeugung bringen sie „in die aktuelle Debatte über ethische und rechtliche Probleme ein...“. Diese Überzeugung ist auch die Grundlage der Polizeiseelsorge. Was aber folgt daraus?

Wenn jeder Mensch Gottes Ebenbild ist, dann heißt dies als erstes: Niemand darf aufgrund seines Geschlechts, seiner Herkunft, seines Alters, seines Glaubens oder wegen körperlicher oder geistiger Handicaps diskriminiert werden. Niemand darf die Würde, die von Gott geschenkt ist, einem anderen Menschen absprechen. Der Mensch ist nicht Gott, aber er hat in der Welt eine besondere Stellung; er ist dazu berufen, stellvertretend für Gott Verantwortung für die Schöpfung zu übernehmen. Er ist dazu berufen, Gott im Angesicht jedes anderen Menschen zu erkennen.

Dabei verschweigt die Bibel aber auch nicht, wie schwierig es sein kann, diese Gottebenbildlichkeit anderer zu achten. So weist der zweite Schöpfungsbericht unmissverständlich darauf hin, wie schnell und wie gravierend Menschen ihren Auftrag verfehlen. Es kommt zum Brudermord und zur babylonischen Sprachverwirrung, es kommt zu „Sodom und Gomorra“. Die Sünde in ihren unzähligen Formen wird zu einer Unheilmacht, die alle erfasst: Opfer wie Täter. Auch heute erleben wir täglich, wie die Würde des Menschen überall in der Welt sehr wohl angetastet, ja sogar verletzt und zerstört wird, und das auch innerhalb der Kirche.



Das biblische Menschenbild ist also sehr realistisch und sieht den Menschen in seiner Not und in seiner Schuld. Doch „so wenig Schuld und Leid relativiert werden, so groß ist doch die Hoffnung auf Vergebung und Erlösung.“ Gott gibt den Menschen niemals auf. Er „spricht dem Menschen auch in seiner Begrenztheit und Unvollkommenheit, angesichts gebrochener Biografien und unvollendeter Lebensentwürfe, Würde zu... Aus christlicher Sicht besitzt der Mensch Würde in allen seinen Lebenssituationen.“

### **Den Menschen hinter der Uniform sehen**

Dieses Menschenbild gibt keine direkten Dienstleitungen. Es lädt aber dazu ein, das eigene Verhalten zu reflektieren. Polizeiseelsorger und -seelsorgerinnen können den Beamten dabei helfen, ihre Motivation zu überdenken und Verantwortung für ihr Handeln zu übernehmen. Sie können ihnen helfen, die Würde aller zu erkennen und zu achten, mit denen sie zu tun haben: Opfer wie Täter.

Vor allem aber stehen sie auf der Seite der Polizistinnen und Polizisten und treten für deren Würde ein. Denn mir scheint, dass viele, mit denen die Beamten zu tun haben, nur das eigene Ich und die eigenen Rechte im Blick haben, die Polizei aber als eine anonyme Ordnungsmacht ansehen, die man gegebenenfalls beschimpfen und niedermachen kann. Deshalb kommt der Polizeiseelsorge auch die Aufgabe zu, die einzelnen Personen hinter der Uniform wahrzunehmen, für ihre Menschenwürde Partei zu ergreifen und ihnen zu vermitteln, dass sie von Gott her genauso bedingungslos angenommen sind wie alle anderen. Das könnte manchen der Polizisten und Polizistinnen Möglichkeiten eröffnen, gelassener mit dem umzugehen, was ihnen bei ihren Einsätzen widerfährt: mit ihren Ängsten, ihrer Trauer, ihrer Ohnmacht und ihrer Wut. Sie brauchen keine Helden zu sein, sondern dürfen sich helfen lassen, vor allem nach traumatischen Erlebnissen.

Liebe Schwestern und Brüder, seit 25 Jahren stellen Sie sich als Polizeiseelsorger und -seelsorgerinnen in bewährter ökumenischer Zusammenarbeit diesem verantwortungsvollen Dienst zur Verfügung. In einer Zeit, in der die grundlegendsten Regeln des Anstands in Frage gestellt sind, stehen Sie für die Menschlichkeit. Sie unterstützen Polizeibeamte darin, ihrerseits dafür zu sorgen, dass Hass und Rohheit

nicht Überhand gewinnen. Sie helfen ihnen, sich auf ihre Weise zum Wohl der Menschen und zu einem friedlichen Zusammenleben in unserer Gesellschaft einzusetzen. Ich danke Ihnen von Herzen für Ihren Dienst und wünsche Ihnen dabei eine leidenschaftliche Gelassenheit, die Ihnen aus dem Glauben zuwachsen möge.

## **Verehrt. Geliebt. Vergessen. Maria zwischen den Konfessionen**

Grußwort zur Eröffnung der Ausstellung  
in Wittenberg am 12. April 2019

Es ist nicht das erste Mal, dass Maria evangelische und katholische Christen in der Stadtkirche zu Wittenberg zusammenführt. Was lange Zeit undenkbar war, ist inzwischen möglich, ohne sich zu verbiegen. Schon 2016 war das bei einem ökumenischen Gottesdienst zu erfahren, der hier nach Abschluss der Restaurationsarbeiten an der vorreformatorischen Marienfigur über dem Westportal gefeiert wurde. Heute nun ist es mir eine große Ehre und Freude, im Rahmen unserer gemeinsamen Schirmherrschaft über die Ausstellung „Maria zwischen den Konfessionen“ nach Landesbischöfin Junkermann auch ein Wort an Sie richten zu können.

„Gott hat dich“ – wie Martin Luther in seiner Magnifikat-Auslegung schreibt – „so überaus gnädig und reichlich angesehen und große Dinge an dir gewirkt.“ Ja, Maria selbst besingt im Magnifikat ihre überwältigende Freude darüber, dass Gott sie gewürdigt hat, die Mutter Jesu zu werden. Voll Vertrauen hat sie sich auf die Botschaft des Engels eingelassen und zu Gottes Plan mit ihr, auch wenn sie ihn zunächst nicht verstehen konnte, Ja gesagt. Damit ist sie als Hörerin des Wortes Gottes und dienstbereite Magd des Herrn ein Urbild aller Glaubenden geworden.

Seit den Zeiten des Neuen Testaments nimmt Maria deshalb als „Schwester im Glauben“ in der „Wolke der Zeugen“ zweifellos eine besondere Stellung ein. Dabei ist diese im Laufe der Jahrhunderte theologisch entfaltet worden. Heutzutage wird Maria in der katholischen Kirche wieder nachdrücklicher als früher von den biblischen Quellen des Glaubens her erschlossen: in ihrer Hinordnung auf Christus (nicht als

dessen Konkurrentin) und in ihrer Bedeutung für die Kirche. Das war nicht immer so eindeutig. Darum haben die Reformatoren auch zu Recht manche Übertreibungen in der Lehre und Missbräuche im Kult kritisiert. Im Gegenzug wurde die Betonung und Verehrung Marias bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts immer mehr zum Inbegriff des Katholischen.

So wurden auch 1854 ihre sogenannte „unbefleckte Empfängnis“ und 1950 ihre leibliche „Aufnahme in den Himmel“ durch die jeweiligen Päpste feierlich zur offiziellen Lehre erklärt. Andere Christen waren davon irritiert und lehnen diese Dogmen bis zum heutigen Tag ab. Ihrem Inhalt nach sind sie aus katholischer Perspektive aber durchaus nicht willkürliche Erfindungen, sondern Ergebnisse meditierenden Nachdenkens und ein Lobpreis der reinen Gnade Gottes. Ihnen geht es um die Frage: Wie wirkt Gott im Leben eines Menschen, den er in so einzigartiger Weise zur Mutter seines Sohnes erwählt hat? Er bewahrte Maria – so wird ihr gnadenhafter Anfang gedeutet – um Christi willen und im Hinblick auf dessen Erlösertod vom ersten Moment ihres Daseins vor jeglicher Schuldverstrickung (Erbsünde). Und am Ende hat Gott ihr bereits das zuteilwerden lassen, was uns allen verheißen ist: die ganzheitliche Vollendung in seiner Herrlichkeit. So schreibt auch Martin Luther in seiner Magnifikat-Auslegung: „Die reiche, überschwängliche Gnade Gottes“ ist in ihr. Dem können wir Katholiken uneingeschränkt zustimmen.

Was aber Gott an Maria gewirkt hat, gilt auch uns: Wir alle werden in einmaliger Weise gewürdigt, an seiner Göttlichkeit teilzuhaben. Nicht zuletzt sehen wir Christen darin auch die tiefere Begründung für die zentrale Aussage unseres Grundgesetzes: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“



Geradezu revolutionär klingt es dann, wenn Maria im Magnifikat fortfährt: „Er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen. Die Hungernden beschenkt er mit seinen Gaben und lässt die Reichen leer ausgehen.“ Gott – so erscheint es hier – ist ganz eindeutig parteiisch; er steht auf der Seite der Armen und Schwachen, auf der Seite all derer, die unterdrückt werden und die an Leib und Seele Not leiden. Damit ruft das Magnifikat auch zur Achtung aller Menschen auf: vom Embryo bis zum Sterbenden, egal ob sie krank oder gesund, arm oder reich sind, aller Menschen, unabhängig von Herkunft und von Religion. Hier nimmt der Lobpreis Marias etwas vorweg, was zum Lebensprogramm ihres Sohnes werden wird und besonders in den Seligpreisungen der Bergpredigt zum Ausdruck kommt. In ihr, die – wie es Anton Losinger formuliert hat – eine „der spektakulärsten Reden der Kulturgeschichte der Menschheit“ ist, stellt Jesus die Denk- und Lebensgewohnheiten der Menschen ganz auf den Kopf und bringt überdeutlich die Perspektive Gottes ins Spiel.

Darauf weist auch das Ende des Magnifikat hin: „Er nimmt sich seines Volkes Israel an und denkt an sein Erbarmen, das er unseren Vätern verheißen hat, Abraham und seinen Nachkommen auf ewig.“ Gott ist treu, er steht zu seinem Volk, zu Maria und zu uns allen. Immer wird er an unserer Seite sein, in allen Höhen und Tiefen unseres Lebens und über den Tod hinaus. So dürfen wir in Maria schließlich auch die Repräsentantin des neuen Bundesvolkes erkennen. Selbst wenn allgemein noch immer die Meinung vorherrscht, sie sei mehr katholisch als evangelisch, bringt diese Ausstellung doch zum Ausdruck, dass Maria für alle Christen mindestens ein „Zeichen der Hoffnung und des Trostes“ ist.

Mein Dank gilt den Initiatoren und Organisatoren sowie den Leihgebern und Fachberatern dieser Ausstellung, besonders Ihnen, Herr Dr. Rhein, und allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Stiftung Luthergedenkstätten, sowie Ihnen, Frau Dr. Schneider, als Kuratorin. Möge die Ausstellung viele ansprechen, entgegen immer noch bestehender Klischees zur Differenzierung beitragen und die biblische Botschaft, die in den meisten Darstellungen und Texten zum Ausdruck kommt, nahebringen.

# Wozu Priester?

Predigt zum Dies sacerdotalis 2019

Als ich vor 41 Jahren meinen Dienst als Priester angetreten hatte, habe ich schon bald die erstaunliche und beglückende Erfahrung machen können, nicht nur anderen behilflich sein zu dürfen, aus dem christlichen Glauben heraus zu leben, sondern dadurch auch selbst gestärkt und getragen zu werden. Besonders berührt hat mich, wenn tiefgläubige und lebenserfahrene Katholiken sich nicht scheuten, mir im Sakrament der Beichte ihre Nöte und ihr Versagen anzuvertrauen. Das hat mich sehr demütig werden lassen. Wer war ich denn schon? Ein Fremder, noch jung und wenig geeignet, schon weise Ratschläge zu erteilen. Das Vertrauen, das mir entgegengebracht wurde, bezog sich daher nicht auf meine Person, sondern darauf, dass ich geweiht und autorisiert war, im Auftrag Jesu Christi und der Kirche zu handeln.

## Heutige Spannungsfelder

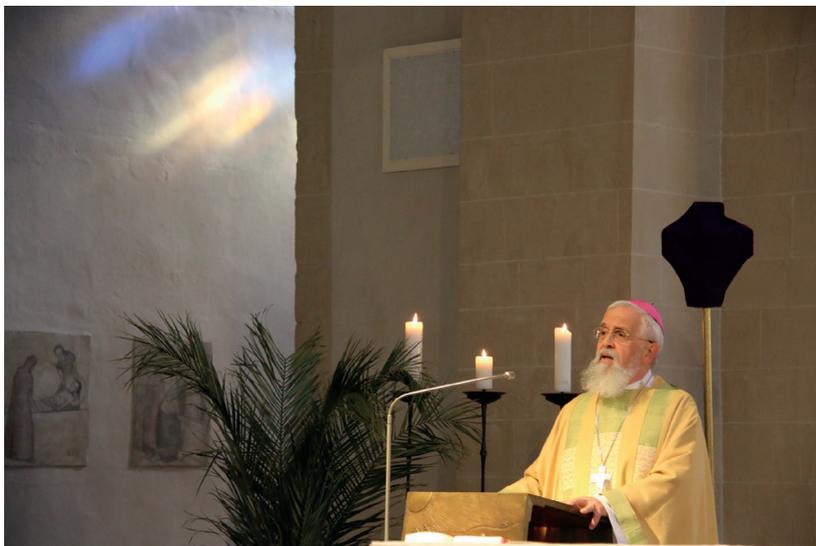
Heutzutage aber ist das massiv in Frage gestellt. Wie viele haben angesichts des offenbar gewordenen sexuellen Missbrauchs inzwischen das Vertrauen in unsere Kirche verloren. Die Glaubwürdigkeit ihrer Botschaft von der Menschenfreundlichkeit Gottes ist schwer erschüttert. In dieser dramatischen Krise führt kein Weg daran vorbei, sich selbstkritisch den Ursachen dieser Entwicklung zu stellen. Dabei wird immer wieder – auch von Papst Franziskus – vor allem der Klerikalismus genannt. Doch was ist damit gemeint? Ganz allgemein gesprochen geht es um eine Grenzüberschreitung durch geistliche Amtsträger. In der Spätantike war dies der Anspruch, über die Gesellschaft zu herrschen. In der Neuzeit ist es das Verlangen, über das Leben der Laien zu bestimmen. Zweifellos ist das nicht nur personell bedingt, sondern auch theologisch. „In Hunderten von Jahren“ wurde – wie Christine Rietz kürzlich formuliert hat – „ein Priesterbild aufgebaut, implementiert und stark gemacht, das uns heute zum Verhängnis wird. Der Priester – so würde die Theologie ihn nicht nennen, aber so kommt er den Gläubigen vor – als ein unantastbarer Halbgott, der in ‚personam Christi‘ handelt, der einen himmlischen Nimbus hat, ein reiner und besserer, keuscher und mit einem heiligen Auftrag ausge-

statteter Mann – Hochwürden eben ..." Selbst wenn wir diese Beschreibung – vor allem in unserer Region – als überzogen ansehen, weist sie doch zumindest auf die Gefährdung hin, sich aufgrund seines Amtes von Gott ausgezeichnet und deshalb anderen Menschen überlegen zu fühlen. Daraus kann – wie Gregor Maria Hoff bemerkt – „Machtmissbrauch und Selbstsakralisierung“ erwachsen: „Priester vermitteln Zugang zum Heil. Das kann arrogant machen. Oder unangreifbar – in einer Kaste mit sakraler Aura.“ Zugleich werde „Kritik und Kontrolle von außen“ ausgeschlossen. Man lebt in einer Sonderwelt und ist darin vor allem an sich selbst interessiert. Darüber hinaus gibt es – so von Papst Franziskus zu hören – auch einen Klerikalismus der Laien, die den Priester „hofieren“ und ihn in die Rolle dessen treiben, der über ihnen steht.

Solche kritischen Diagnosen verschärfen noch die Spannungsfelder, in denen sich geistliche Amtsträger heutzutage ohnehin befinden. Immer wieder sind wir inmitten der kirchlichen und gesellschaftlichen Veränderungen von neuen Erwartungen herausgefordert. So sollen Priester Gemeindeleiter sein oder Kooperatoren; manche sehen in ihnen „sakral legitimierte Heilsvermittler“, andere schreiben ihnen Manager-Aufgaben zu oder halten sie für Systemwächter, Brauchtumpfleger bzw. Verhaltenskontrolleure. Vor allem aber sollen sie Seelsorger sein und bleiben. Andererseits haben sie längst ihren Status als Autorität



eingebüßt und an Macht verloren. „Nicht sie bestimmen mehr“ – wie es Rainer Bucher treffend beschreibt –, „wie Menschen leben sollen, sondern die Menschen bestimmen, ob sie etwas mit Priestern zu tun haben wollen“ und was sie von ihnen erwarten. „Kein kirchlicher Berufsstand muss sich daher gegenwärtig derart neu erfinden wie“ die Priester. Manche Priester sehen sich auch in ihrer Identität angegriffen,



wenn immer stärker das gemeinsame Priestertum aller ins Bewusstsein rückt und „Nichtkleriker“ mehr Verantwortung übernehmen sollen. Welche Bedeutung haben sie dann noch?

### **Wozu brauchen wir Priester?**

Kein Wunder, dass sich angesichts all dessen viele Priester unsicher oder überfordert fühlen. Brauchen wir also keine Priester mehr? Oder sind sie für unsere Kirche sogar unverzichtbar? Worin besteht dann jedoch ihr besonderer Auftrag?

Zweifellos geht es hierbei um die Sakramentalität der Kirche. Allgemein ist ein Sakrament das sichtbare Zeichen einer unsichtbaren Wirklichkeit. Insofern kann man schon Jesus Christus als das „Ursakrament“ Gottes ansehen. In ihm scheint auf, „dass Gott sich den Menschen unwiderruflich ... zuwendet“ (R. Bucher). Und in seiner Nachfolge ist

es die Kirche, die zeichenhaft auf diese Gnade verweist. Eine besondere Rolle spielt dabei das kirchliche Dienstamt. Es vergegenwärtigt – so das katholische Verständnis – Wort und Wirken Jesu Christi selbst und steht somit nicht nur mitten in der Kirche, sondern auch den übrigen Gläubigen gegenüber. Damit ist aber nicht Abgrenzung, Steigerung des gemeinsamen Priestertums oder Herrschaft über die anderen gemeint. Vielmehr will die Weihe zum Ausdruck bringen, dass da jemand weder uns noch sich mehr gehört, sondern qualitativ neu gesendet und bevollmächtigt ist, als Zeichen und Werkzeug Jesu Christi zu handeln. Dazu sind auch nicht die Qualitäten der eigenen Person entscheidend – Leistung, Tüchtigkeit und Ausstrahlung –, sondern die gnadenvolle Befähigung, transparent zu sein, Christus durch sich handeln zu lassen und auf ihn sakramental zu verweisen. Schon Paulus betont das, wenn er sagt: „Wir verkündigen nämlich nicht uns selbst, sondern Jesus Christus als den Herrn ...“ (2 Kor 4,5) Darin liegt also die Bedeutung des Weiheamtes: die Gemeinde immer wieder auf Christus als ihren Ursprung und ihr Haupt, ihr bleibendes Gegenüber und in ihr handelndes Subjekt offenzuhalten.

Dabei hat sich jeder Amtsträger aber permanent zu prüfen: Stehst du wirklich für diesen Jesus Christus, den dienenden und gekreuzigten Herrn, der von sich sagt (vgl. Lk 4,18-21), dass er „Armen eine gute Nachricht“ bringt, „den Gefangenen Entlassung“ verkündet, „den Blinden das Augenlicht“, „die Zerschlagenen in Freiheit“ setzt und „ein Gnadenjahr des Herrn“ ausruft? Und vermag die Gemeinde dies auch zu erkennen und zu akzeptieren, dass du in deinem amtlichen Tun und persönlichen Verhalten ihn nur gewissermaßen auf zerbrechliche Weise vertrittst und nicht selbstherrlich Macht ausübst? Ist dir außerdem bewusst, dass du damit zugleich im Dienst des Volkes Gottes stehst? Denn es gilt ja auch: „Priester gibt es wegen des Priestertums der Laien“ (R. Bucher).

Und noch etwas gehört zur Sakramentalität der Kirche. Sie ist – wie im II. Vatikanischen Konzil beschrieben – „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1). Das aber bedeutet für uns als Priester, Diakone oder Bischof, nicht nur die Einheit der Gläubigen zu fördern, sondern sie auch selbst zu leben. Sagt das Konzil doch auch: „Als sorgsame Mitarbeiter, als Hilfe und Organ der Ordnung der Bischöfe bilden die Priester, die

zum Dienst am Volk Gottes gerufen sind, in Einheit mit dem Bischof ein einziges Presbyterium... In den einzelnen örtlichen Gemeinden der Gläubigen machen sie den Bischof, mit dem sie in vertrauensvoller und großzügiger Gesinnung verbunden sind, gewissermaßen gegenwärtig; sie übernehmen zu ihrem Teil seine Amtsaufgaben und seine Sorge und stellen sich täglich in ihren Dienst." (LG 28). Sich öffentlich gegen den Bischof oder gegen Mitbrüder im priesterlichen Dienst zu positionieren bzw. gar seine oder ihre Katholizität in Frage zu stellen, verletzt aber diese fundamentale Einheit. Selbstverständlich gibt es unterschiedliche Auffassungen. Wenn wir aber tatsächlich die Sakramentalität der Kirche darstellen wollen und sollen, bleibt es geradezu unabdingbar, sich immer wieder mit allen Kräften um die Einheit in Christus zu mühen. Wenn wir die Frage „Was wollte Christus?“ „ernst nähmen, würde manches relativiert, was Traditionalisten verteidigen, und manches fragwürdiger, was andere leichthin als modernes Christentum bezeichnen. Die Kirche ist weder eine geistige Modeboutique noch ein Antiquitätenladen, sondern Volk Gottes auf dem Weg zum Herrn" (Bischof em. R. Stecher).

### **Was für Priester brauchen wir?**

Deshalb brauchen wir Priester, die sich wieder neu die Frage stellen, die Papst Franziskus einmal so formuliert hat: „Welches ist der Platz Jesu Christi in meinem priesterlichen Leben? ... Ist es eine lebendige Beziehung des Schülers zum Meister, des Bruders zum Bruder, des armen Menschen zu Gott? Oder ist es eine etwas künstliche Beziehung, die nicht von Herzen kommt?“ Ein echter Priester, so bekräftigte der Papst, „betet Jesus Christus an, spricht mit Jesus Christus, sucht Jesus Christus und lässt zu, dass Jesus Christus ihn sucht. Das ist der Mittelpunkt unseres Lebens. Wenn das fehlt, verlieren wir alles! Und was könnten wir dann den Menschen noch geben?“ Oder noch anders zum Ausdruck gebracht (Gregor Maria Hoff): „Ohne Christus ist der Priester nichts.“ Priester sind Zeugen der Gnade, die sie sozusagen amtlich darstellen und verleiblichen. Und das ist denkbar konkret: den Armen, den Gefangenen, den Blinden und den Zerschlagenen sollen sie die Frohe Botschaft bringen. Ihr sind sie bedingungslos verpflichtet, für sie wurden sie gerufen.

Könnte es nicht genau darum gehen, wenn wir von der Berufung des Priesters sprechen? Richtet sich die Sehnsucht der Menschen nach Seelsorge nicht genau darauf?

Der Priester ist dann derjenige, der mit seiner Existenz dafür einsteht, dass sich die Zusage Jesu tatsächlich heute erfüllt. Heute, das heißt: in jeder menschlichen Lebenssituation, für alle Menschen. Heute ist der Tag der Erlösung, Erlösung von jeder noch so drückenden Last, von jeder noch so verfahrenen Situation. Nichts und niemand kann uns Menschen von der Gnade trennen. Wer eine solche Botschaft ausrufen darf und soll, der kann nur ganz demütig und bescheiden werden. Er weiß, dass er zutiefst Dienender ist. Er weiß auch, dass er sowohl die Größe und Tiefe dieser Botschaft als auch seine eigene menschliche Unzulänglichkeit nur ertragen kann, wenn er in vitaler Verbindung bleibt mit dem, der ihn ruft. In dem Maße, in dem er das tut, werden ihn die Spannungen, die Erwartungen und die vielen Unsicherheiten aber auch nicht erdrücken und lähmen. Er wird vielmehr die Kraft erhalten, bei den Menschen auf ihren verschlungenen Wegen zu sein und sie zu begleiten.

Liebe Mitbrüder im geistlichen Dienst, liebe Schwestern und Brüder, lassen wir uns nicht entmutigen und lähmen. Überfordern wir uns auch nicht, indem wir Unmögliches voneinander erwarten. Vergessen wir nicht, dass wir aufeinander verwiesen und angewiesen sind und geschwisterlich miteinander umgehen sollten. Suchen wir gemeinsam nach Möglichkeiten, dies auch zu leben und unserer Verantwortung vor Gott und den Menschen gerecht zu werden. Ich danke allen für ihren Dienst und hoffe, dass wir auch weiterhin zusammenhalten und mit Freude und Zuversicht unseren Weg gehen.

# „Bekenntnis und Aufruf zum Leben“

Predigt zu Ostern 2019

## Eine antike Anordnung

Es ist schon sonderbar, was der griechische Geschichtsschreiber Thukydides, der etwa 460–400 vor Christus lebte, über die Verehrung des Gottes Apollo berichtet. Als Herrn des Lebens und des Lichtes war ihm die Insel Delos geweiht. Auf ihr – so hatte er verfügt – durften weder Geburt noch Tod vorkommen. Nur die Mitte und Fülle des Lebens sollten hier Heimatrecht haben. Nur das volle ungetrübte Leben, das weder durch die Erbärmlichkeit des Säuglings, noch durch die Gebrechlichkeit des Alters eingeschränkt ist, durfte ihm vor die Augen treten. Also wurden Tote umgebettet, Schwangere und Kranke weggeschafft. Verbannt wurden die Schmerzen der Geburtswehen und die Beschwerden der letzten Jahre, die sich dem Tod zuneigen. Opfer und Gebete konnte nur die schöne und in Blüte stehende Jugend darbringen. Von ihr ließ Apollo sich verehren; den Leidenden und Kranken, Hilfsbedürftigen und Sterbenden aber verweigerte er es.

Sicherlich liegt dieser Anordnung die Erfahrung zugrunde, wie zerbrechlich und unselbständig ein Neugeborenes ist und wie unschön und kraftlos ein alter Mensch seine letzten Tage zubringen kann, ja, wie hässlich und abstoßend oftmals das Gesicht des Todes ist. Aber macht dies nicht gerade das Menschsein in seiner ganzen Spannbreite aus?! Was ist das für ein Gott, dem das wirklich Menschliche fremd ist, der es nicht erträgt und es sich aus den Augen schaffen lässt?

## Moderne Lebensvorstellungen

Bei aller Kritik und Entrüstung darf aber auch die Frage erlaubt sein: Gleichen moderne Lebensvorstellungen nicht manchmal denen des griechischen Gottes Apollo? Der junge, gesunde, sportliche, hübsche und lustige Mensch steht im Mittelpunkt, wird gefördert und als Werbeträger vermarktet. Ältere, Geschwächte und Behinderte hingegen lösen vielfach eher Befremden und Distanz aus. Sie passen nicht so richtig in unsere leistungs- und spaßorientierte Welt und werden eher als Last angesehen.

So wird z.B. momentan auch angestrebt, dass die Krankenkassen vor der Geburt eines Kindes künftig Bluttests auf ein mögliches Down-Syndrom bezahlen. Damit erhöht sich aber der Druck, Kinder, bei denen dies festgestellt wird, gegebenenfalls abzutreiben. Wer möchte es sich noch zumuten, einem behinderten Kind das Leben zu schenken? Zugleich wächst das Interesse von Forschung und Industrie, menschliches Erbgut zu selektieren und zu manipulieren? Dahinter steht nicht unbedingt nur der Wunsch, besorgten Menschen zu helfen, sondern auch die Vorstellung, Leben, das als krank definiert wird, von vornherein auszuschalten. Besteht dabei nicht die Gefahr, dass Menschen mit Behinderungen sich künftig immer mehr diskriminiert fühlen müssen, weil sie ja im Vorfeld eventuell zu verhindern gewesen wären? Schon seit längerem zeigt sich, wie sehr unsere Gesellschaft von solchen Fragen zwischen utopischer Erwartung und Furcht vor unkalkulierbarem Risiko erschüttert ist. Weiter gedacht: „Werden Eltern behinderter Kinder eines Tages bestraft?“ oder: Wer hat eigentlich beschlossen, dass ein Mensch mit Down-Syndrom kein lebenswertes Leben hat?“

Andererseits wird auch das Ende des Lebens inzwischen massiv angetastet. In nicht wenigen Ländern ist die aktive Sterbehilfe schon gesetzlich erlaubt. Und in Deutschland wächst die Zahl derer, die in diesem Bereich wenigstens liberalere Lösungen fordern. Während bisher



Kathedralchor von St. Sebastian unter der Leitung von Kathedralmusiker Matthias Mück mit Solisten des Opern-Ensembles und Orchestermitgliedern der Philharmonie Magdeburg

die Meinung verbreitet war, „dass kein Mensch über das Leben und den Tod eines Menschen verfügen darf, auch nicht der einzelne Mensch hinsichtlich seines eigenen Sterbens“, sehen es immer mehr sogar „als Ausdruck menschlicher Würde an, auch über den Zeitpunkt des eigenen Todes ... entscheiden zu können“.

Darüber hinaus steht die Würde des Menschen aber auch in anderen Bereichen auf dem Spiel: wenn Minderjährige und Schutzbefohlene sexuell missbraucht werden, wenn Freiheit und Existenz gefährdet sind, wenn Not und Elend überhand nehmen, wenn Hass und Hetze um sich greifen und das Miteinander vergiften oder wenn das Ertrinken Unzähliger im Mittelmeer einfach hingenommen und ihre mögliche Rettung sogar noch verhindert wird.

Ja, die Würde des Menschen wird weltweit mit Füßen getreten, und in so manchen Fällen spielt sie überhaupt keine Rolle. Immer mehr schwingt sich der Mensch zum Herrn über Leben und Tod auf, bestimmt, was lebenswert oder -unwert ist, und schlüpft gleichsam in die Rolle des Gottes Apollo.

### **Ostern: ein klares „Ja“ zum ganzen Leben**

Auf diesem Hintergrund feiern wir Ostern, feiern wir das Leben, feiern wir die Auferstehung. Was meinen wir Christen damit?

Ostern ist das „Ja“ Gottes zu allem Menschlichen, nicht nur zum Schönen und Blühenden, sondern auch und gerade zum Hinfälligen, zum Bedrohten und Todverfallenen. Gott ist das Menschliche – auch in seiner Schwäche – nicht nur erträglich, er hat sich selbst auf dieses Werden und Vergehen – auf Geburt und Tod – eingelassen. Apollo musste den Tod verleugnen, um für kurze Zeit Leben vorzuspiegeln; Jesus dagegen hat dem Tod ins Angesicht gesehen und dadurch unvergängliches Leben gewonnen.

Ostern ist damit zugleich das „Ja“ zur Einmaligkeit und Gottebenbildlichkeit jeder Person. Wer an die Auferstehung glaubt, glaubt, dass jedem einzelnen Menschen unverlierbare Würde von Gott zukommt, unabhängig von Alter, Gesundheit, Leistung und Glück. Wer an die Auferstehung glaubt, glaubt, dass Gott für jeden einzelnen Menschen

eine ewige Zukunft bereithält. Das lehrt Achtung – wie Kant formuliert – vor der Menschheit in der eigenen Person wie in der Person eines jeden anderen. Darum kann man mit dem Menschen nicht machen, was man will. Für uns Christen steht deshalb fest: Wir dürfen nicht schweigen, wo die Würde des Menschen missachtet wird. Das gilt auch innerhalb unserer Kirche.

Ostern ist schließlich das „Ja“ zum Engagement für diese Welt und eine Kultur des Lebens. Mit unserer Taufe auf Jesus Christus sind wir – wie Paulus sagt – auf seinen Tod getauft. Wie Christus aber von den Toten auferweckt wurde, sollen auch wir als neue Menschen leben – befreit von den Zwängen dieser Welt und den Mitmenschen in Liebe zugewandt. Dem Leben zu dienen, ist unser österlicher Auftrag. Wie segensreich kann es doch sein, Menschen anzuhören, Ihnen zu raten, neue Horizonte zu eröffnen, Konflikte zu lösen, Freude zu bereiten, auch materiell zu helfen oder ihnen in anderen Nöten beizustehen.

Christlich verstanden ist Ostern ein Bekenntnis und ein Aufruf zum Leben – zu einem Leben in Fülle. Und hier sind wir alle gefragt: unser Bild vom Menschen und seiner Würde, unser ganz persönlicher Glaube und unser Umgang miteinander. Österliche Menschen leben mit Zuversicht und stellen sich mutig der Gegenwart. Möge dies für uns alle Wirklichkeit werden und Ostern für uns mehr sein als nur ein holdes Frühlingserwachen oder ein lustiges Eierfest.



# Selbstlos dienen

Predigt zur Diakonweihe von Dr. Jürgen Wolff  
am 11. Mai 2019 in Bitterfeld

Laut einer von den beiden großen Kirchen in Deutschland geförderten Studie könnte die Zahl der Kirchenmitglieder in Deutschland bis 2060 um fast 50 Prozent zurückgehen. Und die Gründe dafür sind nicht nur der demografische Wandel, sondern auch, dass es weniger Taufen gibt und dass nach wie vor Menschen aus der Kirche austreten. Es ist klar, dass solche Erkenntnisse und Aussichten uns als Kirche vor große Herausforderungen stellen und tiefgreifende Veränderungen als notwendig erscheinen lassen. Dazu wird uns aus den unterschiedlichsten Richtungen – kirchenextern und kirchenintern – einiges an Tipps gegeben: „Ihr müsst mehr in die Mitgliedergewinnung investieren!“ Oder: „Wir brauchen jetzt ein effektives Krisenmanagement, um wieder attraktiv zu werden“. Oder: „Eure Öffentlichkeitsarbeit muss professioneller werden, denn ‚was in der Öffentlichkeit nicht vorkommt, existiert nicht‘ (P. Watzlawick)“. Parallel dazu gibt es auch zahllose Ratschläge für Einzelne, wie sie an ihrem persönlichen Profil arbeiten und sich möglichst gut präsentieren können, um von anderen positiv wahrgenommen zu werden.



## Kontrastprogramm

So hätte es auch Jesus machen können. Er ist gerade unter lautem Jubel der Menschen in Jerusalem eingezogen. Er ist auf der Höhe seines Ruhms. „Alle Welt läuft ihm nach“, sagen die Pharisäer zueinander (Joh 12, 19). Und jetzt treten auch noch ausländische Pilger an die Jünger heran mit der Bitte, ihn sehen zu können. Alles läuft bestens.

Doch in diesem Augenblick kommt der Schock: Jesus spricht zwar davon, dass er in der Tat verherrlicht werden wird – aber völlig anders, als die Leute es erwarten. „Amen, amen, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein. Wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“. Jesus spricht hier von seinem Tod. Seine Verherrlichung besteht darin, dass er durch ein schmähhches Scheitern und durch ein grausames Sterben hindurch muss. Nur so kann sich durchsetzen, wozu er gekommen ist: das Reich Gottes, die bedingungslose Liebe Gottes zu allen Menschen.

Damit aber noch nicht genug. Jesus spricht hier nicht nur von seinem eigenen Schicksal. Er spricht auch vom Weg der Kirche und damit vom Weg all derer, die ihm nachfolgen wollen: „Wer sein Leben liebt, verliert es; wer aber sein Leben in dieser Welt gering achtet, wird es bewahren bis ins ewige Leben“. Diese Sätze können erschrecken. Sind sie wirklich an uns alle gerichtet – oder nicht eher an einige außergewöhnliche Christinnen und Christen? Dürfen wir sie tatsächlich „zum Leitmotiv der eigenen Existenz machen? Widersprechen sie nicht dem Grundfluss unseres Lebens, das ... geachtet und gehütet werden will, nicht verachtet und ‚gering geschätzt?‘“ (Christian Heidrich).

Wer möchte sein Leben schon verlieren? Mühen sich nicht die meisten mit allen Kräften darum, ihr Leben zu bewahren und glücklich zu werden? Und doch ist vielen auch einsichtig: Wer nur sich selbst sieht und auf seine eigene Karriere fixiert ist, wer um jeden Preis die ganze Welt gewinnen will und dazu sich rücksichtslos durchsetzt oder sogar – wie es heißt – „über Leichen geht“, wird wohl kaum wirkliche Erfüllung finden. Eher wird man dabei ein kaltes Herz bekommen, verbittern und sehr einsam werden. Wer aber sein Leben mit anderen teilt, wer Mitmenschen in Krisen- und Notsituationen einfühlsam zur Seite steht, wer manchmal sogar seinen Schatten überspringen kann und sich

selbstlos einsetzt, wer damit gewissermaßen sein vielleicht ruhiges und gemütliches Leben um Gottes und der Nächsten willen freiwillig verliert, wird es sehr wahrscheinlich in einer höheren Qualität erfahren.

Jesus Christus hat uns das eindrucksvoll vorgelebt und damit ein nachahmenswertes Beispiel gegeben. Zum Ja der Nachfolge gehören der Einsatz des eigenen Lebens und die Bereitschaft, über sich verfügen zu lassen, um die Menschen mit dem Gott des Lebens in Berührung zu bringen. In diesem Sinn hat sich Jesus als „Diakon verstanden, nicht nur vorübergehend, sondern von A bis Z in seiner göttlichen Sendung“ (Bischof Kamphaus). Er hat Gottes Barmherzigkeit nicht nur verkündet, sondern sie selbst verkörpert. Ein einzelner Blinder oder Lahmer, eine einzelne kranke Frau, ein einzelner Zöllner haben ihn mehr interessiert als eine Audienz mit den „Großen“ und Mächtigen seiner Zeit. Er hat diejenigen ins Zentrum seines Handelns und ins Zentrum seiner Rede von Gott gestellt, die der Liebe bedürftig haben.

### **Diakonisch Kirche sein**

Das aber hat Konsequenzen für uns alle und unseren kirchlichen Auftrag, gerade in einer Umgebung, in der wir schon seit Generationen eine religiöse Minderheit bilden. Viele unserer Mitbürgerinnen und Mitbürger sind nicht bewusst antikirchlich oder antiklerikal, für sie ist Religion aber – wie eine Theologin (Julia Knop) formuliert – „keine Kategorie der Selbstdefinition“ mehr. Das kann man beklagen. Das kann aber auch den Blick weiten und uns zu einem tieferen Selbstverständnis führen. „Eröffnen sich“ angesichts einer solchen Situation nicht auch „neue und durchaus andere Chancen, kirchliche und christliche Identität zu verstehen, zu gestalten und zu reflektieren“? Fordert das uns nicht gerade dazu heraus, im Sinne Jesu eine diakonische Kirche zu sein, in all ihren Vollzügen und sämtlichen Handlungen die Zuwendung Gottes zu den Menschen zum Ausdruck zu bringen und ihnen ohne kirchliche Eigeninteressen uneigennützig zu dienen? Im Vordergrund steht dann nicht die Frage, wie wir die Kirche „retten können“. Nicht die Absicht, jemanden möglichst bald taufen oder „verkirchlichen“ zu wollen, sollte bestimmend sein. Schließlich geht es nicht um uns selbst, sondern um Gott und um die Menschen. Nur so kann Kirche hilfreiche Erfahrungen vom Reich Gottes ermöglichen, das weit über ihre sichtbaren Grenzen hinausreicht.

Zum anderen sollte man sich bei jeglichem diakonischen Handeln „vor der Gefahr eines gönnerhaften Paternalismus“ hüten, nicht „von oben herab“ und mit fertigen Konzepten auf die Menschen zugehen, sondern sich an ihrer Wirklichkeit, an ihren Hoffnungen und an ihren Bedürfnissen orientieren. Maßstab ist dabei – wie jemand (Reinhard Feuersträter), der aus dem Münsterland kommend seit 2003 als Diakon und Krankenhauseelsorger in unserem Bistum tätig ist, schreibt – „der Mensch, der mir begegnet, seine Erfahrungswelt, seine Einstellungen und Wertvorstellungen und seine geschichtliche Prägung. ... Ich musste eine neue Sprache lernen, die an die Lebenserfahrungen der Menschen dieser Umgebung anknüpft und mit der frohen Botschaft verknüpft.“

Die Werke der Barmherzigkeit folgen dann nicht irgendwelchen Statuten, Programmen oder Anordnungen kirchlicher Ämter und Einrichtungen, sondern den konkreten Bedürfnissen Notleidender und Verunsicherter, Suchender und Interessierter, an allen möglichen Orten und zu allen möglichen Gelegenheiten, inmitten von Christen wie von Nichtchristen.

### **Der Dienst des Diakons**

Dabei ist es vor allem der Dienst des Diakons, in dem eine solche Barmherzigkeit sozusagen „amtlich“ wird. Darin wird uns zeichenhaft vor Augen gestellt, was alle angeht: in der Nachfolge Jesu von sich selbst abzusehen und dadurch etwas vom Geheimnis des Reiches Gottes aufleuchten zu lassen. Auf einen solchen Weg sind Sie, lieber Herr Dr. Wolff, gerufen worden. Als Diakon werden Sie beauftragt, ein Zeichen der Gegenwart Jesu zu sein, der sich den Menschen zuwenden will.

Wer mit offenen Augen um sich schaut, erkennt überall eine Not, die zum Himmel schreit: ob es die unglaublichen Tragödien der Flüchtlinge sind; ob es Menschen sind, die um den Tod eines Angehörigen trauern oder die selbst von einer unheilbaren Krankheit betroffen sind; ob es Jugendliche sind, die für sich keine Perspektive sehen oder alte Menschen, die sich nutzlos vorkommen. Oftmals sind wir davon ganz einfach überfordert. „Mit Askese allein ist da nichts zu machen, auch nicht mit Appellen: Sei selbstlos! Sieh von dir ab! Das geht nicht auf Kommando“. Alles in uns sträubt sich, wie das Weizenkorn in die Erde gesenkt zu werden, um zu sterben.

Im Blick auf Jesus Christus könnte uns aber bewusst werden, dass es dabei gar nicht darum geht, „das Eigene und Eigenste einfach durchzustreichen... Das Grundwort des Glaubens ist kein ‚du musst‘, sondern ‚du bist‘... Du bist von Gott geliebt. Wer sich geliebt weiß, wer Vertrauen erfährt, der kann sich trauen, aus sich herauszugehen...“ (Bischof Kamphaus). Wer sich geliebt weiß, braucht sich nicht zu fragen, wie er oder sie sich möglichst gut der Öffentlichkeit präsentiert, um „anzukommen“. Und das gilt schließlich auch für die Kirche als Ganze: im Vertrauen auf die Gegenwart Jesu brauchen wir nicht hektisch zu fragen, wie wir die Kirche retten können. Wir dürfen die Angst um diese Kirche lassen, auf Macht verzichten und gemeinsam nach Wegen suchen, wie wir unter den Bedingungen unserer Zeit dem Geheimnis Gottes unter den Menschen Raum geben können.

Lieber Herr Dr. Wolff, sie haben sich von Jesu Ruf locken und in seinen Dienst nehmen lassen. Heute werden Sie zum Diakon geweiht und im nächsten Jahr – so Gott will – zum Priester. Neuland liegt vor Ihnen. Bei allem aber, was auf Sie zukommt, dürfen Sie gewiss sein, dass der Auferstandene selbst Ihren Dienst begleitet. Mögen Sie deshalb im guten Sinne des Wortes auf immer ein „Gezeichneter“ sein und so zum Segen für viele werden. Mögen Sie daran wachsen und nie die Freude verlieren.



Firmung am Hochfest Christi Himmelfahrt in St. Sebastian, Magdeburg

# „Zusammen ist man weniger allein“

Firmpredigt 2019

Einzelwesen

Zusammen ist man weniger allein“, so lautet der Titel eines 2004 erschienenen Romans, der später auch verfilmt worden ist. Sonderbar! Eigentlich ist man doch entweder zusammen oder allein. Was könnte das bedeuten, mit anderen zusammen nur weniger allein zu sein? Nun, dahinter steht sicher die Erkenntnis, dass jeder Mensch zunächst einmal ein Einzelwesen ist. Und dazu gehört auch immer mindestens ein Rest von Alleinsein und Einsamkeit, den einem niemand nehmen kann, auch der liebste Mensch und die besten Freunde nicht. Diese Erfahrung, jemanden – aber auch sich selbst – nicht bis ins Letzte durchschauen zu können, machen selbst Eheleute, die ein ganzes Leben miteinander teilen und sich sonst gut verstehen.

Jeder und jede von uns ist ein unverwechselbares Original und kein austauschbares Serienprodukt, in vielem berechenbar und doch unendlich geheimnisvoll. Fingerabdruck und Charakter sind verschieden, die Begabungen und Vorlieben, aber auch die Mängel und Schwächen. Jeder und jede hat einen eigenen Willen und – so glauben wir Christen – sogar eine eigene Bestimmung. „Noch ehe ich dich“ – so sagt Gott in der Bibel zu Jeremia – „im Mutterleib formte, habe ich dich ausersehen, noch ehe du aus dem Mutterschoß hervorkamst, habe ich dich geheiligt, zum Propheten für die Völker habe ich dich bestimmt.“ Heutzutage wird oftmals stattdessen von „Selbstverwirklichung“ gesprochen. Das hat zwar nicht unbedingt mit Gott zu tun, meint aber in ähnlicher Weise, dass jeder Mensch so etwas wie eine Bestimmung in sich hat, die er entfalten müsste, um ganz der zu sein, der nur er sein sollte.

Dazu gehört auch, nicht zum einfalts- und gewissenlosen Mitläufer zu werden, sondern sich eine eigene Meinung zu bilden und gegebenenfalls gegen den Strom zu schwimmen. Andererseits verbindet sich damit ebenso, im Leben manche Situationen verkraften und sich vielfältigen Herausforderungen stellen zu müssen, wo einem niemand zur Seite steht oder helfen kann. Wie oft erfahren Menschen doch Einsamkeit, werden vergessen oder ausgegrenzt, hinterlässt der Tod von Verwandten

und Freunden schmerzhaft Lücken, gehen Beziehungen in die Brüche, müssen Prüfungen oder Krisen ziemlich selbständig bestanden werden. Schließlich stirbt jeder Mensch dann seinen Tod auch allein, selbst wenn ihm jemand dabei noch die Hand hält.

## Dialogische Existenz

Und doch könnte kein Mensch völlig allein leben. In der Chronik des Salimbene von Parma aus dem Jahre 1268 wird dazu berichtet: Friedrich



Nach der Firmung am Pfingstmontag vor St. Petri, Magdeburg

II. von Hohenstaufen wollte die Ursprache der Menschen finden. Er glaubte, sie entdecken zu können, wenn beobachtet werde, in welcher Sprache Kinder zu reden anfangen, mit denen vorher niemand spricht. Und deshalb befahl er den Ammen und Pflegerinnen, sie sollten den Kindern Milch geben, sie baden und waschen, aber in keiner Weise mit ihnen schön tun und zu ihnen sprechen. Tragischerweise endete dieser Versuch jedoch damit, dass ein Kind nach dem anderen starb. Wir Menschen sind eben keine Monade, sondern auf Kontakte, Kommunikation und Dialog angewiesen. Nach der Geburt wären wir ohne die Hilfe anderer Menschen rettungslos verloren und würden im Gegensatz zu manchen Tieren auch gar nicht allein auf die Beine kommen. Und dann wollen wir auch nicht nur so dahinvegetieren. Ja, jede und jeder sehnt sich danach, als ein unverwechselbares Wesen akzeptiert zu werden, mit seinen Möglichkeiten und Grenzen, mit seinen Stärken und Schwächen. Schon lange sagen es uns die Psychologen und

Philosophen: Ein Kind kann letztlich nur wachsen und gedeihen, wenn es geliebt wird. Martin Buber hat es einmal so formuliert: „Der Mensch wird zum Ich nur durch das Du.“

Das zeigt sich auch in weiteren Zusammenhängen: in der ganzen Familie und Verwandtschaft, in Vereinen und Verbänden, Städten und Dörfern, Völkern und Nationen. Auch in der Kirche ist, wer glaubt, nicht allein, kann Freude und Leid miteinander geteilt werden. Dabei ist es für uns sogar ganz wesentlich, gemeinsam aus dem Geist Jesu Christi zu leben und hilfreich auch für andere zu sein. Darum sind Kirche – richtig verstanden – alle Getauften. Jede und jeder kann das Antlitz der Kirche verdunkeln oder ihr Leuchten verstärken. In Taufe und Firmung teilt der Geist Gottes – wie es bei Paulus (1 Kor 12) heißt – den Gläubigen „seine besondere Gabe zu, wie er will“, „wird die Offenbarung des Geistes geschenkt, damit sie anderen nützt“. Keiner – so könnte man sagen – hat keine Gaben, keiner hat alle Gaben.

Kirche erscheint so als die große Sammlungsbewegung Gottes, die die Menschheit untereinander und mit ihm in Verbindung bringen soll. Nicht Abschottung und Entfremdung ist ihr Ziel, sondern ein beziehungsreicheres und erfüllteres Leben.

### **Gesellschaftliches Zusammenleben**

Und doch ist noch vieles unvollkommen, sowohl in unserer Kirche als auch in der ganzen Gesellschaft. Spannungen und Konflikte haben in letzter Zeit sogar noch zugenommen und fordern uns gewaltig heraus. Überall in Europa beobachten wir derzeit mit Sorge, dass Vorurteile und Abgrenzungen wieder zunehmen, dass Eigeninteressen wichtiger werden als der Sinn für Solidarität. Feindbilder und Verschwörungstheorien gehören dazu, Hetze und Hass. Nächstenliebe wird zum Fremdwort, und Menschenfeindlichkeit gesellschaftsfähig. Selbst Gewaltausbrüche sind an der Tagesordnung. Wie können Menschen da noch vernünftig zusammenleben?

Zweifellos haben wir wie auch andere Lebewesen Triebe in uns, die vernichtend wirken können, wenn wir ihnen freien Lauf lassen. Zivilisiert und kultiviert jedoch sind sie sogar für unsere Entwicklung und Erhaltung notwendig. Wie aber kann es gelingen, Einzelinteressen

und Gemeinwohl einer Gesellschaft in ein konstruktives Verhältnis zu bringen? Um eine gewisse Ordnung zu garantieren, hat man seit alters her zunächst einmal Verbote und Gebote aufgestellt. Diese werden aber nicht immer freiwillig von allen beachtet und müssen darum auch mit Androhungen und Strafmaßnahmen durchgesetzt werden. Sonst verkommt ein Staat in Chaos und Anarchie.

Damit ist eine Gesellschaft aber noch nicht wirklich menschenfreundlich. Zudem sind viele inzwischen auch der Meinung: „Wir wollen nicht erzogen, sondern überzeugt werden.“ Das aber erreichen eher Vorbilder oder Tugenden und Ideale. Dazu könnte man auch die Seligpreisungen zählen, die in der sogenannten Bergpredigt Jesu enthalten sind. „Selig seid ihr“ – so würde sie Jesus heute vielleicht formulieren – „wenn ihr einfach lebt. Selig seid ihr, wenn ihr Lasten tragt. Selig seid ihr, wenn ihr lieben lernt. Selig seid ihr, wenn ihr Güte wagt. Selig seid ihr, wenn ihr Leiden merkt. Selig seid ihr, wenn ihr ehrlich bleibt. Selig seid ihr, wenn ihr Frieden macht. Selig seid ihr, wenn ihr Unrecht spürt. Selig, seid ihr, wenn ihr Wunden heilt, Trauer und Trost miteinander teilt. Selig seid ihr, wenn ihr Krüge füllt, Hunger und Durst füreinander stillt. Selig seid ihr, wenn ihr Fesseln sprengt, arglos und gut voneinander denkt. Selig seid ihr, wenn ihr Schuld verzeiht, Stütze und Halt aneinander seid.“ So etwas kann man nicht anordnen oder erzwingen. Von solchen Haltungen kann man sich nur überzeugen oder begeistern lassen. Wer aber versucht, so zu leben, durchbricht den Kreislauf des Bösen durch Liebe und die Spirale der Gewalt durch Frieden. Wer sich darauf einlässt, wird erfahren, dass dadurch unsere Welt tatsächlich ein wenig wärmer, freundlicher und menschlicher werden kann.

Liebe Firmanden! „Zusammen ist man weniger allein.“ Ich wünsche Euch ein geistvolles Leben, als je Einzelne und in Gemeinschaft mit anderen Menschen. Fühlt Euch aber auch nicht von Gott verlassen. Vertraut vielmehr seiner Liebe und Barmherzigkeit, die niemanden aufgibt, sondern allen immer wieder die Chance zu einem neuen Anfang ermöglicht. Und die Firmung ist ein Ausdruck dieser Zusage und Verbundenheit.

# Gute geschwisterliche Beziehungen

## Grußwort bei der Begegnung mit dem Obersten Patriarchen und Katholikos aller Armenier, Karekin II. in Etschmiadzin am 12. Mai 2019

Heiligkeit! Es ist mir eine große Freude und Ehre, in diesen Tagen mit einer Delegation der Deutschen Bischofskonferenz bei Ihnen zu Gast zu sein. Ich danke Ihnen für den herzlichen Willkommensgruß und für die große Gastfreundschaft, mit der Sie uns beschenken.

Gern bin ich der Einladung gefolgt, die Sie 2017 nach Ihrem Besuch in Deutschland an die Deutsche Bischofskonferenz gerichtet haben. Ich darf Ihnen die herzlichen Grüße und Segenswünsche des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, ausrichten. Mit mir gemeinsam sind Herr Weihbischof Dr. Nikolaus Schwerdtfeger sowie der Sekretär und die Geschäftsführerin der Ökumenekommission, Herr Dr. Frank Ronge und Frau Dr. Dorothee Kaes, nach Armenien gekommen.



Im Gespräch mit Katholikos Karekin II.

Als Vertreter der Deutschen Bischofskonferenz möchten wir damit die guten geschwisterlichen Beziehungen zwischen der Armenischen Apostolischen Kirche und der katholischen Kirche zum Ausdruck bringen, die auch in Deutschland seit vielen Jahren bestehen.

Es hat uns tief bewegt, an der Bischofsweihe von Bischof Serovpé Isakhanyan in der Kathedrale von St. Etschmiadzin teilzunehmen. Die Freude auf unserer Seite ist umso größer, als der neu geweihte Bischof und Primas der Diözese der Armenischen Kirche in Deutschland uns seit vielen Jahren als höchst verlässlicher und ökumenisch engagierter Vertreter seiner Kirche bekannt ist. Als Vorsitzender der Ökumenekommission der

Deutschen Bischofskonferenz habe ich ihn stets als einen Menschen von tiefer Frömmigkeit, hoher theologischer Kompetenz und verbindlicher Zugewandtheit erlebt. Ich bin überzeugt, dass Bischof Serov Isakhanyan seiner Diözese ein guter Vorsteher und Hirte sein wird und dass auch in Zukunft die vertrauensvollen Kontakte zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und der Armenischen Kirche in Deutschland festen Bestand haben werden.

Der christliche Glaube hat im armenischen Volk eine lange Tradition, die bis in die Anfänge des Christentums zurückreicht. Von entscheidender Bedeutung war das Wirken von Gregor dem Erleuchter, sozusagen der erste unter Ihren Amtsvorgängern. Mit seinem Namen ist die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion Armeniens im Jahre 301 verbunden.



Besuch mit dem neuen armenischen Bischof für Deutschland in einem kirchlichen Kinder- und Jugendzentrum in Etschmiadzin

So wurde Armenien zum ersten Land der Erde, in dem das Christentum diesen Rang erhielt. Anlässlich der 1700-Jahr-Feiern haben Sie 2001 gemeinsam mit Papst Johannes Paul II. an „dieses wunderbare Ereignis“ erinnert.

Sie sprechen in Ihrer gemeinsamen Erklärung von damals auch die dunklen Zeiten in der Geschichte des armenischen Volkes an, die als „der erste Völkermord des 20. Jahrhunderts“ in die Geschichtsschreibung eingegangen sind. Bis heute stehen wir tief erschüttert vor dieser Tragödie. Unfassbar ist das Leid, das die Deportation von hunderttausenden, ja bis zu anderthalb Millionen Armeniern, Syrern, Assyern und Pontos-Griechen aus ihren Heimatgebieten in der heutigen Türkei bedeutete. Fassungslos macht uns gerade als deutsche Bischöfe auch der Umstand, dass die Regierung des Deutschen Reiches aus Machtkalkül zu diesen Ereignissen geschwiegen hat. Vor diesem Hintergrund wird der Besuch an der Gedenkstätte des Genozids und das Gebet für die Opfer, das wir dort sprechen werden, für uns eine ganz besondere Bedeutung haben. Angesichts der schrecklichen Verbrechen von damals kann nicht vorschnell von Versöhnung gesprochen werden. Dennoch kann der Blick auf den gekreuzigten und auferstandenen Herrn die Kraft und den Mut



Der Heilige Berg Armeniens, der Ararat (über 5100 m hoch und liegt in der Türkei), auf dem nach biblischer Tradition die Arche Noahs gelandet sein soll.

schenken, nicht in der Erinnerung an vergangenes Leid, so unerlässlich sie ist, zu verharren. Der Glaube an Christus kann Vergebung und Ausöhnung ermöglichen. Dies verlangt freilich auf Seiten der Nachkommen der Täter Einsicht in die Schuld der Vergangenheit und ehrliches Bedauern.

Heiligkeit! In den kommenden Tagen werden wir viele Begegnungen mit Vertretern Ihrer Kirche und des armenischen Volkes haben und einige geschichtsträchtige Orte besuchen. So werden wir die christliche Tradition Armeniens noch besser kennen und verstehen lernen. Offenheit und Verständnis füreinander sind auf dem Weg zu einer immer volleren Gemeinschaft unter den Christen unerlässlich. Nur in solchem Geist wächst die Wertschätzung für den Reichtum, den



Feierlicher Gottesdienst mit der Weihe von drei Bischöfen

unsere unterschiedlichen Traditionen bergen. Damit junge Menschen diese Haltung einüben können, fördert die Deutsche Bischofskonferenz mit einem eigenen Stipendienprogramm orthodoxe und orientalsch-orthodoxe Theologinnen und Theologen. Damit ermöglicht die Bischofskonferenz ihnen für einen begrenzten Zeitraum einen Aufenthalt in Deutschland, wo sie die deutsche Sprache erlernen, die katholische Kirche erleben und ihre theologischen Studien vertiefen können. Dieses Stipendienprogramm ist seit einigen Jahren am renommierten Johann-Adam-Möhler-Institut für Ökumenik in Paderborn angesiedelt. Ich möchte Sie bitten, auf dieses Stipendienprogramm aufmerksam zu machen und geeignete junge Menschen zu ermutigen, sich für ein solches Stipendium zu bewerben. Darin liegt die große Chance, die ökumenische Verbundenheit zwischen unseren Kirchen auch in Zukunft zu bewahren und weiterzuentwickeln.

Gern möchte ich Ihnen zur Erinnerung an unseren Besuch ein Kreuz überreichen. Es handelt sich um ein Unikat, für das feine Schichten von Damaszenerstahl feuerverschweißt zu einer Einheit verbunden wurden, und dennoch bleibt die Vielfalt der Schichten weiter sichtbar. Kann dieses Kreuz so nicht auch Sinnbild für unsere ökumenischen Beziehungen sein, die Einheit der Kirche, die schon jetzt in Christus gegeben ist, immer mehr sichtbar zu machen, ohne die Vielfalt der Traditionen zu schmälern? Ich hoffe und ich bete darum, dass wir miteinander dieses Ziel einer sichtbaren Einheit in Vielfalt weiter verfolgen. Möge unsere heutige Begegnung dazu beitragen, dass die Gemeinschaft unter uns wächst und wir uns immer mehr als Geschwister im Glauben erfahren.



Beim Besuch der Gedenkstätte des Genozids und einem gemeinsamen Gebet für die Opfer



Ihre Spende ist ein starkes  
Zeichen der Nächstenliebe!

# Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt

Spenden Sie für eine Initiative  
des Bistums Magdeburg

**GEMEINSAM**



VERANTWORTUNG ÜBERNEHMEN!

Spendenkonto

Kontoinhaber Bistum Magdeburg

Stadtparkasse Magdeburg

IBAN DE43 81053 2720 6410 22301

BIC NOLADE21MDG

Stichwort Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt



BISTUM MAGDEBURG

Die Initiative  
wird unterstützt  
durch:





Gerhard Feige wurde 1951 in Halle/Saale geboren. Nach dem Studium der Theologie in Erfurt empfing er 1978 in Magdeburg die Priesterweihe und wirkte zunächst als Seelsorger in Salzwedel und Magdeburg. Anschließend folgten weitere Studien in Erfurt und Rom.

Seit 1989 war Feige Dozent für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Ökumenische Theologie in Erfurt, seit 1994 lehrte er dort als Professor für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Ostkirchenkunde.

Am 11. September 1999 empfing Gerhard Feige die Bischofsweihe und war zunächst Weihbischof in Magdeburg, ab 2004 auch Diözesanadministrator. Am 16. April 2005 wurde er als Bischof von Magdeburg eingeführt.

In der Deutschen Bischofskonferenz ist Feige seit 2012 Vorsitzender der Ökumenekommission. Außerdem gehört er verschiedenen Gremien des Dialogs mit der orthodoxen Kirche auf nationaler wie internationaler Ebene sowie mit der evangelischen Kirche in Deutschland an. Von Papst Franziskus wurde er 2014 in den Päpstlichen Rat zur Förderung der Einheit der Christen berufen.